Paed. Pr.
2071
1866

Koerber

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gez. u. gest. v. P. C. Geissler. Druck v. Carl Mayer. Nbg.

Die Zwerge
in der
Pilatusalpe.

Eine

unterhaltende und moralische

Erzählung

für die Jugend

von

Philipp Körber.

Mit einem Stahlstich.

Nürnberg.

Verlag der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.

(1845.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Kapitel.

Einleitung. Herr Hugh und Frau Trautmunde von Waldstatt. Die Sage von den Zwergen des Pilatus. Das Schloßgärtlein und das Thor der Zwerge. Das Mährchen vom vierwaldstädter See. Der Traum der Burgherrin. Eine Erscheinung.

Wie eine riesige Mauer, von Zacken und Firnen überragt und in tiefe Klüfte zerborsten, läuft die Kette der Hochalpen in südwestlicher Richtung durch die bergige Schweiz. Die Jungfrau, das Finsterarhorn und andere mächtige Berge schauen mit glänzendem Scheitel über die niedrigeren Brüder hinweg. Abends, wenn die Nacht schon die schwarzen Schatten in die Thäler niedersenkt, glühen noch all' die ragenden Schneefirnen im rosigen Sonnenstrahl, eine unbeschreiblich herrliche Erscheinung. Die Schatten fliegen dann mit geisterhaftem Eilen hinauf und das glühende Sonnenlicht erbleicht im tödtlichen, düstern Grau der Nacht. Hell flimmern die Gestirne herein in all die finstern thauigen Thäler.

In diesem ehrwürdigen Lande der Berge und der Freiheit, der Kraft und der Gefahr leben noch merkwürdige Sagen im Munde der Völker. Die Berge stehen da, ewige Zeugen einer denkwürdigen Vergangenheit und die blauen Spiegel der herrlichen Seeen scheinen in ihrem verschlossenen Busen gar lieblich schaurige Mährchen grauer Tage geheim zu halten. Aber nur dem Glücklichen tönt diese wundervolle Welt von Sagen ins begierig lauschende Ohr und nicht jedes Gemüth erfaßt das Gemüthliche mit sehnsüchtigem Verlangen.

Wenn man oft ermattet am Abend eines schönen Tages auf eine Alpe kommt, oder im traulichen Schweizerhaus einkehrt; wenn die trüben Geschichten des Tages verstummen und die Berge und Wälder mit ihren Gletschern und Rosen und mit ihrem hellen Grün so wonnig den Müden anschauen, dann wird bisweilen eine Saite im tiefsten Innern dieser kraftvollen Schweizerherzen tönen und irgend eine liebliche Geschichte klingt heraus. Jahrhunderte lang vererbten sich diese Sagen bis auf unsere wildwogende Zeit herab, die keine Zeit mehr hat zur Sage, sondern heiß, wie ein sich zum Ausbruch bereitender noch schlummernder Vulkan einst selber eine hehre düstere Sage sein wird. Ein solches Mährchen will ich Euch jetzt klingen lassen, Ihr theueren Kinder, die ihr mein Büchlein

zur Hand nehmt. Sie stammt auch aus dem Land der Berge und bietet manch liebes Alpenröslein dar, das ihr in eure Brust pflanzen und mit guten Vorsätzen und Gedanken begießen sollt, damit es nicht verdorre, sondern sich fest wurzle erstarke und ein kräftiger Stamm werde, ein Mast, der Euch einst durch die Stürme dieses Lebens sicher zum letzten Port aller Sterblichen führen kann. Dieses duftende zarte Röslein ist die Tugend. Es ist recht lieblich, gar schön und zart und will sorglich gepflegt sein. Ein einziger rauher Lasterhauch, kann es zerstören und vernichten. Seid also treue wachsame und vorsichtige Wärter.

* * *

Es war einmal am Fuß des Pilatusberges eine kleine Burg, in der ein recht frommer und starker Ritter wohnte, Herr Hugh von Waldstatt genannt. Er hatte eine schöne und treue Gattin, die hieß Trautmunde. Sie war aber keine Schweizerin, sondern ihr Eheherr hatte sich das Weib seines Herzens aus dem schönen Schwabenlande geholt. Beiden Gatten hatte der Himmel Kinder bescheert, einen Knaben und ein Mägdlein, Kuno und Gertrude genannt. Wie der Vater Hugh ein Bild männlichen Sinnes und rüstiger Kraft, so

war seine treue Trautmunde das Abbild inniger Tugend, Sittenreinheit und engelgleicher Güte. Die beiden Kinder wuchsen heran, und ahmten unbewußt den guten Aeltern nach. Kuno ward ein kräftiger, muthiger Knabe; aber Gertrude war ein gar sanftes, stilles frommes Kind, dem ein guter Geist zur Seite zu stehen schien. Wie konnte es aber auch anders sein? Herr Hugh war ein strenger Vater. Er hatte den Ausspruch der heiligen Schrift: „Wer sein Kind lieb hat, der züchtige es!" stets vor Augen und wie er selbst nie ein Unrecht beging, so duldete er es auch nicht von andern, soweit sein Wille befolgt werden mußte. Die Kinder lernten deshalb früh schon gehorchen und mit dem Gehorsam pflanzte sich auch die Furcht vor Gott in ihr junges weiches Herz. Wo dann der Vater mit rauher Hand Dorn und Unkraut, das ja selbst im allerbesten Boden zuweilen neben den süßesten und besten Früchten aufgeht, ausschnitt, zerbrach und hinwegriß, da brachte dann der milde Sonnenschein der Mutterliebe immer wieder ein gutes Körnlein an die ausgejähtete kahle Stelle und so wuchsen die Kleinen, in Zucht und Pflege heran, zur Freude aller, die sie kannten, zum Stolz ihrer redlichen Aeltern und zum Wohlgefallen Gottes.

Noch war die Schweiz kein so bevölkertes

Land, wie in unsern Tagen. Es gab da noch sehr wenige Städte, aber viele Burgen, auf denen edle Herren hausten und Landhöfe, wo der starke ehrliche Landmann seinen Geschäften oblag. Letztere, die Landbauern, waren den Rittern zinsbar und diese Rechte und Pflichten wurden, weil sie beiden Theilen zum Nutzen dienten, nie verletzt oder überschritten, sondern heilig gehalten. Darum war Friede und Einigkeit und der Segen ruhte auf dem ganzen Lande.

Die Burg Waldstatt war auch ein solches Herrenhaus. Die umwohnenden Landleute waren in dieselbe zinsbar und mußten Zehnten und andere Gefälle an den Ritter, dem Grund und Boden gehörte, entrichten. Sie thaten es aber immer gerne und ohne Widerwillen, denn wenn der Himmel hin und wieder die Flur nicht so reichlich segnete, als in guten Jahren, dann ließ die fromme Burgfrau den Wohlhabenden von den Abgaben ab, und nahm von armen Leuten lieber gar nichts. Darum standen Herr Hugh und Frau Trautmunde weit umher in großem Ansehen und wurden von all ihren Unterthanen wie gute Wesen geliebt und geehrt.

Dennoch war aber in der Gegend eine seltsame Furcht vor der Waldstatt und wer dort etwas

zu schlichten oder zu thun hatte, der ging nur mit klopfendem Herzen hin. Was war denn das?

Die Waldstatt lag hart am Vierwaldstädter See. Hinter ihr zog sich eine finstere dicht beforstete Felsenschlucht nach dem Pilatusberge hinüber. Eine wohl hundert Fuß hohe Felswand schloß ein kleines Thal ein, das zu einem Gärtchen eingerichtet und durch die einfassenden Felsen vor rauhen Winden geschützt wurde. Eine klare Quelle rieselte durch dieses anmuthige verborgene Gärtchen und versorgte die Burg, welche mit ihrem breiten Bau das ganze Thal verschloß, mit köstlichem Trinkwasser. In diesem Gärtchen sollte es nach der Sage der Burgleute nicht richtig sein. Da war kein Winter, es schneite und fror hier nicht; die Blumen blühten Jahr aus, Jahr ein; und die Fruchtbäume trieben ihre grünen Blätter, wenn es überall zugeschneit hatte und aus allen Thälern und Klüften der dumpfe Donner der Lavinen brauste. Seltsame geisterhafte Wesen sollten sich dort von Zeit zu Zeit sehen lassen, wenn den Burgbewohnern ein Unglück drohte und warnend sie zu schützen suchen. Zwerge wurden sie von den Landleuten genannt. Der Pilatusberg sollte ihr unterirdisches Wohnschloß sein und seine mächtigen Rippen beherbergten unermeßliche Schätze, die den heimlichen geisterhaften Bewohnern gehörten. Die Burgleute selber wuß-

ten viel Seltsames davon zu erzählen. Die fromme Trautmunde wurde oft im Garten einsam gesehen, wie sie lauschend oder gedankenvoll saß, und auf unvernehmliches Geflüster oder ferne Töne zu horchen schien. Gab es im Schloß eine Gelegenheit, wo es hoch herging, so sah man sie einen Theil der besten Speisen in den Garten tragen und dort vor einen finsteren Felsenspalt stellen, der sich aufwärts laufend und immer enger werdend in das Granitgebirge hineinzog. Sie hatte dessen kein Hehl und ihre Zofe begleitete sie oft wenn diese seltsame Abgabe den unbekannten Empfängern darbrachte. Auf Fragen über diesen Gegenstand erwiederte sie jedoch nur mit lächelnder Miene: „daß man von jedem, dessen man genieße, den Armen mittheilen müsse. Hier seien auch Hungrige zu speisen, die gleich denen in der Küche ihren Antheil zu erhalten hofften.“

Am Morgen darauf fand man immer die Geschirre leer und sauer gescheuert vor der Felsenspalte stehen. Zuweilen lagen eine Blume oder einige Samenkörnlein darin. Diese wurden von der guten Hausfrau irgendwo im Garten gepflanzt und bald erblühten durch die Kraft der Erde schöne und nützliche Gewächse daraus. So vergalten die Unbekannten die Gaben ihrer sanften Wohlthäterin mit Nützlichem oder Schönem, welches segenbringend

oder die Sinnen und das Herz erlabend den friedlichen Winkel nach und nach in ein kleines Paradies verwandelte.

Herr Hugh machte sich in diesem lieblichen Gärtlein nur wenig zu schaffen. Er war meist auswärts, auf der Jagd, oder im Kriege, der ihn oft viele Monate lange von den Seinen entfernt hielt. Oder er geleitete fromme Pilger und friedliche Handelsleute als treuer Führer und Schützer bis hinein in die schönen italienischen Gefilde. Oder auch er nahm Theil an den Landtagen und Eidgenossenschaften, hielt Gerichtstage ab und schlichtete Streit und Zwiespalt. Wenn er aber wirklich auch längere Zeit zu Hause zubrachte, so nahmen ihn auch hier Geschäfte genug in Anspruch. Er durchritt seine Besitzungen, ertheilte Rath und Beistand, wer dessen bedurfte; er durchstreifte seine Waldungen, er beschiffte den See, verkehrte mit Nachbarn und Freunden, ließ bauen und niederreißen, wo beides nöthig war und erfüllte so redlich alle Pflichten eines sorgsamen und guten Hausvaters.

Desto mehr und öfter hielt sich Frau Trautmunde mit den Kindern dort auf. In diesem stillen Friedensorte tönten die besten Lehren und Ermahnungen in das Herz der Kleinen und wie eine gütige Macht hier den Frühling nicht vergehen

ließ, so suchte die Mutter in den Herzen ihrer Kinder den ewigen Frühling stiller Herzensruhe, Reinheit und frommer Gottesfurcht zu bewahren und zu befestigen.

Kam dann Jemand aus der Nähe, der die Burgfrau sprechen wollte und er wurde in das blüthenduftende Gärtchen gewiesen, o! dann ging er mit klopfendem Herzen, um die Gesuchte dort zu finden. Man fürchtete in dem lieblichen Raum gespenstische Gestalten zu sehen und man gewahrte doch nur die fromme Trautmunde, die lieblichen Kinder. Man erstaunte selbst, sich zu fürchten, wo nur Schönes, Trauliches und Friedliches zu sehen war und dennoch würden die meisten nicht um ihr Leben allein in diesem reitzenden Winkel der Erde geblieben sein. Ja selbst die Burgfrau erweckte bei den einfachen und abergläubischen Landleuten ein heimliches Grauen, trotz aller Liebe, Theilnahme und Ehrfurcht, die man ihr zollen mußte. Sie war eine hohe, schlanke und feingebaute Gestalt. Ihr Antlitz war bleich und ihr schwarzes Haar hing in langen Flechten über den Rücken hinab. Ihr blaues Auge, so mild und sanft es blickte, schien aber bis auf den Grund der Seele dessen hinabzudringen, mit dem sie sprach und Niemand konnte diesen Blick aushalten, wenn sie den vor ihr Stehenden, indem er mit ihr sprach, so ernst und doch

so wohlwollend, starr ins Gesicht sah. Dazu trug sie sich so fremd; in ihrer geschäftigen Hand entstand mittelst der einfachsten Geräthe so seltsam schönes Gewebe oder Gestick, die Spielzeuge der Kinder waren so überaus fremdartig fein, schön und zierlich. Alles dieses vermehrte das Staunen und die unheimliche Scheu, welche diese verehrungswürdige Frau um sich her verbreitete.

Das Gesinde auf der Burg zollte seiner Gebieterin eine Achtung, die fast an die Ehrfurcht gränzte, welche man höheren Wesen zu widmen pflegt. Frau Trautmunde sprach sehr wenig, tadelte selten, zankte nie und ihr reines liebendes Herz schien gar nicht zürnen zu können. Bei dem Theil des Gesindes, welcher schon seit Jahren im Hause diente, war es auch gar nie nöthig. Die Leute thaten ihre Schuldigkeit, mehr ward nicht von ihnen gefordert und — sie thaten alles gerne. Knechte oder Dirnen, welche neu gedungen waren, wurden unvermerkt von der Hausfrau unter eine Aufsicht genommen, der nichts entgehen konnte, denn Frau Trautmunde hatte einen scharfes Auge und errieth die Herzensbeschaffenheit und den Charakter eines Menschen öfters beim ersten Anblick. Wer nicht sittig, fromm und brauchbar war, mußte die Burg schon nach wenigen Tagen verlassen. Diejenigen, welche sich die Zufriedenheit der Hausfrau erwar=

ben, blieben gerne und gewöhnten sich schnell, das Beispiel ihrer Genossen zu befolgen.

Die Knechte des Herrn Hugh, welche nicht unmittelbar zur Bedienung des Hauswesens da waren, sondern mehr zum Waffendienst, standen unter seiner unmittelbaren Aufsicht und diese war eine sehr strenge, eben so gerechte als gefürchtete.

Die wilde Rohheit dieser Menschen beugte sich unter des Ritters eiserner Hand, obwohl sie Leib und Leben für ihn mit Freuden gelassen hätten. Wenn er abwesend war, so übte Frau Trautmunde über sie eine sanftere Herrschaft. Wie umgewandelt schlichen dann die rauhen Kriegsleute gleich zahmen Löwen, die das sanfte Lamm schützen müssen und deren unbändige Kraft vor der Schwäche schmilzt, demüthig im stillen Schloß umher und der sanfte Geist der Burgfrau schien friedebringend alle Leidenschaften und wilden Gefühle zu bändigen. So war Frau Trautmunde, Herr Hugh und beide Kinder, diese guten Menschen, von denen in den folgenden Blättern nun eine lehrreiche Mähr berichtet werden soll.

Der Schloßherr war abwesend seit mehreren Monden. Trautmunde beschäftigte sich mit ihrem Hauswesen, mehr noch mit den Kindern und brachte den größten Theil der Zeit während der Entfernung des Ritters im Gärtchen zu. Hier

saß sie an einem wunderschönen Sommerabend unter einer ehrwürdigen Eiche, die ihre bemoosten Aeste weithin fast über das ganze Gärtchen streckte. Tiefer unter diesem Platze lag das Schloß und rechts von diesem auf einem vereinzelten Felsen lag die Kapelle, zu welcher vom Schlosse aus eine kleine Brücke führte. Durch diesen Felsenspalt, in welchen die Quelle hinabstürzte und eine kleine Cascade bildete, hatte man die Fernsicht auf einen Theil des Waldstädter Sees und auf die gegenüberliegenden majestätischen Gebirge und Gletscher, während die Schlucht den Hintergrund des Gärtchens bildete und die Felsenwände des Pilatus schützend, schroff und jäh aufstrebten und düstere Tannen, vermischt mit dem helleren Grün der Obst- und Gartenbäume einen lieblichen Kranz um ihren Fuß schlangen. Dem Platze gegenüber, den die Edelfrau eingenommen hatte, war jene unheimliche, finstere, mit Flieder und anderm Buschwerk umkränzte Felsenspalte, von der die Sage so viel Schauerliches berichtete und die von den Dienstleuten im Schlosse immer mit so viel ängstlicher Scheu betrachtet wurde.

Kuno und seine Schwester Gertrude sprangen im Gärtchen umher. Ihre kleinen kindlich schuldlosen Ergötzlichkeiten wurden vom Mutterauge über-

wacht und gewährten den Kindern das reinste Vergnügen.

„Mutter," rief Kuno nach einiger Zeit, indem er zu der Edelfrau trat, „Mutter, sieh einmal diese wunderschöne Blume, welche wir nahe an der Quelle gepflückt haben."

„Laß sehen mein Kind," entgegnete die Edelfrau, indem sie sich von der Rasenbank hinabbeugte, um die Blume zu nehmen. „Ach!" rief sie erschrocken — „eine Rose, eine weiße . . ."

„Ei, Mutter, du wirst ganz bleich, bist du unwohl?" — sprach Gertrude, die leise herzu getreten war und ihre Mutter betrachtete.

Die Edelfrau hielt die Blume in der Hand; sie war betroffen und ängstlich, denn im Garten gab es keine weißen Rosen und alle dort gepflanzten Büsche trugen nur rothe Blumen.

Das Mädchen erhielt keine Antwort, stieg zur Rasenbank hinauf, näherte sich der Edelfrau und wiederholte dieselbe Frage.

„Ach! mein Kind, mir ist wohl, aber ich erschrecke über diese Blume und weiß selbst nicht recht, weshalb?"

„Vor der Blume, Mutter? ist sie denn nicht schön?" entgegnete Gertrude erstaunt.

„O, mein Kind, sie ist sehr schön, schöner, als ich je nur eine sah, aber diese Blume gebraucht

man in meinem Vaterlande bei so traurigen Gelegenheiten, daß ich unwillkührlich bei ihrem Anblick betroffen wurde;" entgegnete Trautmunde wehmüthig.

„Bei traurigen Gelegenheiten, Mutter; ei, weshalb und zu welchen denn?" rief Gertrude neugierig.

„Man pflegt Mütter oder Jungfrauen mit einem Kranze von weißen Rosen zu schmücken — die Jungfrauen aber erhalten noch Myrthenblüthen dazu, mit denen die Rosen durchwunden werden" — sprach Trautmunde eintönig und versunken in tiefe ernste Gedanken.

„Ei Mutter, das ist nicht traurig und muß gar schön stehen. Ich möchte selbst einmal einen solchen Kranz von Myrthen und weißen Rosen tragen;" rief das muntere Kind.

Trautmunde sah ihr Töchterlein mit ihren großen dunkeln Augen lange und starr an. Eine tiefe Seelenangst folterte sie. „O, Gertrude, der Himmel behüte dich, daß dein Wunsch recht spät erst erfüllt werde!" — rief sie ernst.

„Weshalb Mütterchen, du machst mir bange und ich fange an, mich vor der Blume in deiner Hand zu fürchten."

„Es ist der letzte Schmuck, den uns eine liebe Hand bereitet und den wir auf dieser Erde tragen,"

sprach Trautmunde recht innig und wehmüthig. „Wenn man todte Mütter oder Mägdlein in den Sarg legt, dann windet man um ihr Haupt diesen Kranz . . . “

Schaudernd ließ sie die Rose aus ihrer Hand fallen, und in banger Ahnung ergriff sie die vor ihr stehenden Kinder, preßte sie an ihr Herz und ein Strom von Thränen stürzte ihr aus den Augen.

Die Kinder erschracken. So hatten sie die sonst so gefaßte, ruhige Mutter noch nie gesehen. Ihr leises Schluchzen vermischte sich mit den Seufzern, welche sich aus der bedrängten Brust ihrer theuern Mutter hervor rangen.

Trautmunde faßte sich schnell. Ihre starke Seele rang den Einfluß der düstern Ahnung nieder und sie stand auf, um durch eine kleine Zerstreuung die eingeschüchterten Kinder zu erheitern und zu beruhigen.

„Stille, ruhig, ihr Lieben! es ist vorbei, ich weine nicht mehr. Kommt jetzt und zeigt mir den Ort, woselbst ihr die Blume gefunden habt;“ sprach sie, indem sie sich zu einem heiteren Lächeln zwang.

Kuno sprang voran und führte die Mutter in den Hintergrund des Gärtchens, wo der Brunnen aus dem Marmorfels rauschte.

Hier, hart an der Felsenwand und theilweise an ihr emporrankend, standen mannigfaltige Blu-

mensträucher, unter allen die herrlichsten aber eine Menge prachtvoller Rosengebüsche, welche die allerschönsten und größten Blumen trugen. Einer dieser Büsche, der ganz in der Nähe der Quelle wuchs, hatte zwei große und zwei kleinere Stämme getrieben und — o Wunder! — einer der großen Zweige trug eine Menge weißer Rosen, während die nebenstehenden, aus derselben Wurzel aufsteigenden Schößlinge noch immer die schöne helle rothe Farbe zeigten.

Lange stand Trautmunde und sinnend. Eine düstre, schwermüthige Ahnung preßte ihr Herz. Gewöhnt an diesem geheimnißvollen Orte alles den Wirkungen einer höheren, als menschlichen Macht zuzuschreiben, sah sie in diesem seltsamen und schönen Spiele der Natur ein Vorzeichen der Zukunft, das ihr ein warnender Wink sein sollte. Sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß bald vielleicht eine schwere Stunde nahen dürfte, die entweder sie selbst, oder eines ihrer Lieben hinwegnähme und diese traurige Vorahnung preßte ihr abermals bittere Zähren aus.

„Sieh nun, Mutter, wie seltsam;“ sprach Gertrude.

„Und diese drei Zweige tragen rothe Rosen Mutter, während nur einer weiße Blumen trieb,“ rief Kuno. „Ach! wie schön, wie schön!“

„Ja, mein Kind, es ist recht seltsam und recht schön;“ entgegnete Trautmunde traurig. „Jetzt vernehmt, daß ihr von diesen Blumen keine mehr brechen sollt. Ich wünsche, daß ihr es nicht thut, Kinder!“

„Gewiß nicht Mutter,“ versicherten die Kleinen.

„Und nun kommt, laßt uns zurückkehren zur Eiche; es ist hier gar düster und kühl. Dort ist noch warme Abendsonne und sie wird ohnehin bald hinter die Berge hinabsteigen.“

Trautmunde nahm jetzt auf der Rasenbank Platz. Die Kinder setzten sich ihr zu Füßen, sie schwiegen still und nachdenklich, bis endlich die Sonne hinter den Luzerner Bergen hinabzog. Dann rief Kuno, dessen lebhaftere Gemüthsart nur mit Mühe während der kurzen Zeit stille gehalten hatte.

„Mütterchen, es ist so hübsch von dir ein Geschichtchen anzuhören; bitte, erzähl uns eines.“

Die Edelfrau ließ die kaum ergriffene Arbeit sinken und schwieg im Anschauen des Seees und der beleuchteten Gletscherspitzen versunken, die in seinem Wasser sich mit doppelter Farbenpracht spiegelten. Rosig erglühte der ewige Schnee auf den hehren Firnen und noch hoch über ihnen schwebten die Wolkenschäfchen in der reinen Luft, gleich glän-

zenden Goldschildern auf dem azurnen Himmelsgrunde.

„Seht dort, Kinder,“ sprach Trautmunde, „dort, wo jetzt der tiefe See seine Wellen rollt, dort war es vor alter, grauer Zeit ganz anders, als jetzt. Da war kein Wasser, sondern weit und breit waren köstliche Felder und Wiesen und Wälder. In der Mitte aber lag eine Burg auf einem sehr schönen Hügel. Die Burg gehörte einem gewaltigen Ritter und dieser war unermeßlich reich und sehr mächtig. Er war aber dabei ein böser, gottloser und lasterhafter Mensch. Er betete nicht und litt nicht, daß eines in seinem Hause betete und wenn er es von Einem gewahr wurde, so ließ er ihn zu todt peitschen, oder auf einen hohen Felsen führen und dort herabstürzen.“

„Die vier Dörfer, die in seinen Marken lagen, hatten Kirchen und es waren fromme Geistliche da, die dort schon das Christenthum predigten. Weil aber der Ritter ein Heide war, so ließ er die Priester umbringen, die Kirchen niederreißen und auf ihren Stellen ließ er einen gräßlichen und abscheulichen Gottesdienst ausüben. Menschen wurden seinen Götzen geschlachtet und ihre Gebeine wurden ihnen zu Ehren auf den verruchten Altären verbrannt . . .“

„Ach, Mutter, welch' ein abscheulicher Bösewicht!" rief der kleine Kuno voll Abscheu. „Warum griffen ihn denn die andern Ritter nicht an und machten ein Ende mit ihm?"

„Mein Kind, er war gar zu mächtig und wenn auch ein noch mächtigerer über ihn gekommen wäre, so würde es ihm nichts geschadet haben, denn er war dabei ein böser und ruchloser Zauberer und beschwor allerlei entsetzliche Alraunen und Gespenster herauf, die ihm Beistand leisteten und vor deren Anblick die tapfersten Ritter und Reisigen voll Grauen flüchteten."

„Jener böse Ritter," fuhr Trautmunde nach einer kurzen Pause fort, „brachte es nach und nach dahin, daß ihm fast die ganze Umgegend weit und breit gehörte und zu eigen war. Das fing er so an: Wenn ein Vater oder eine Mutter starb und hinterließen Kinder, so kam der Ritter und sagte: das Gut ist mein, weil ich der Herr vom Grund und Boden bin. Wenn dann die Leute nicht wollten, oder die Kinder Ansprüche auf ihr Eigenthum machten, so sagte er, indem er sein großes Schwert zog: Jetzt wollen wir unsern Streit ausfechten, und fing an, darein zu schlagen, bis nichts Lebendes mehr um ihn war. Dann sprach er zu seinen Knechten: Jetzt hab ich wieder einen Prozeß gewonnen und nun will ich mein Recht aus-

üben. Dann gab er das Eigenthum einem seiner bösen Dienstmannen, dem er eben recht gewogen war, ließ es von ihm bewirthschaften und nahm davon so übermäßige Zinsen, daß seine eigenen Leute des Lebens nicht froh werden konnten."

„Seine Burg lag gerade in der Mitte zwischen vier Thälern und er konnte in alle vier vom großen Saal aus hinein sehen. Alles gehörte ihm, wohin er sah; die vier großen Dörfer, die man darum Waldstädte genannt haben will, das fruchtbare Land und die Wälder voll Wild und Bienen, die das Vierwaldstätter Land genannt worden sind."

„So trieb er sein böses Wesen fort und fürchtete weder Gott noch Menschen."

„Einmal kam ein frommer Christenpriester über die hohen Pässe herüber ins Waldstädter Land und da er bemerkte, daß die Leute da Heiden waren — denn die Christen hatte der böse Ritter alle umgebracht — so machte er ein hohes Kreuz von Baumstämmen, trug es mitten ins Thal, stellte es auf, fing an laut zu singen, so daß die Leute von den Feldern herbei liefen und predigte ihnen das Evangelium.

Der Ritter sah daß kaum, so stieß er in sein Hifthorn, das alle Felsen wiederhallten, fluchte gräßlich, befahl das Kreuz umzuwerfen, zu verbrennen

und ihm den Christenhund gefangen und gebunden auf das Schloß zu bringen.

Anfangs getrauten sich die Leute nicht, denn der Priester war ein gar ehrwürdiger Greis mit silberweißem Haar, sein Bart reichte ihm bis auf den Gürtel herab und seine Rede schien ihnen das Herz zu zerschmettern. Aber der Ritter beschwor seine Gespenster herauf und erregte ein gewaltiges, sinnverwirrendes Ungewitter. Da fingen sie an zu wanken, zu toben, zu rasen und stürzten wild über den Greis, schleiften ihn den Hügel hinan und übergaben ihn hier den wartenden Dienstleuten des Ritters.

Dieser harrte zähneknirschend auf den Priester, der zitternd seine Seele Gott dem Allmächtigen befahl und nun blutend und dem Tode nah vor den Ruchlosen gebracht wurde.

„Hund von einem Christen,“ schnaubte ihn der Ritter an, „was hast in meinen Marken zu verrichten.“

Der Greis redete ihn sanft und in sein Schicksal ergeben an, und erklärte ihm, daß er Beruf gefühlt habe, die Waldstädte zu besuchen und hier vom Kreuz zu predigen.

„Vom Kreuz?“ schrie der Ritter fürchterlich aufbraußend. „Hier sieh mein Kreuz, das ich anbete“ — rief er in äußerster Wuth, indem

er den Greis von Fenster zu Fenster schleppte und in all die Thäler hinaus blicken ließ. „Dieses bete ich an und kein anderes soll hier gelten und herrschen. Ich will dein Judas sein, Elender und drüben steht mein guter Freund Pilatus“ — setzte er mit gottlosem Spott hinzu, indem er auf unsern Berg deutete, „der soll dein Urtheil sprechen!“

Mit diesen Worten stieß er dem ehrwürdigen Priester das Schwert in die Brust, hieb ihn dann in vier Stücke und gab Befehl diese in den vier Thälern an erhöhten Punkten aufzuhängen.

Aber in diesem Augenblick erhob Gott der Allmächtige seine Hand, um den gräulichen Frevel zu rächen. Die vier Theile, in welche er den armen Mann zerhauen hatte, fuhren in die Höhe und wurden zu Zwergen. Sie umtanzten den bösen Ritter, indem sie ihre Nebelkäpplein gegen ihn schwangen und „Wehe, Wehe, Wehe!“ riefen.

„Weh dir, Ruchloser,“ schrieen die Zwerglein, „deine Stunde ist da, fahr hin, fahr hin, der Pilatus ist dein Richter!“

Der Ritter brüllte vor Angst wie der Föhn, wenn er aus den Schluchten der Gletscher hervorbricht und den See umwühlt. Er raufte sich das Haar, er rief seine Geister, seine Götzen an, aber sie konnten ihm nicht helfen. Die Erde krachte und bebte jetzt und der Pilatusberg zitterte und schüt-

telte sich wie ein Schiff, das auf den Wellen des Sees schwankt und vom höchsten Gipfel rauschten ungeheuere Wasserfluthen herunter. Sie überschwemmten Wälder, Fluren, Wiesen, Hügel, Dörfer, das Schloß, und alles ward in einen großen See verwandelt.

Als das schreckliche Toben vorbei war, sah man nichts mehr von den herrlichen Thälern. Wohin das Auge nur blickte, war Wasser und nur die Berge stehen noch als Zeugen einer bösen Vergangenheit und des göttlichen Strafgerichts über die Sünder da und schauen in den tiefen klaren See herein. Wenn man mit dem Schiff über seinen Spiegel hinfährt, so erblickt man in der Mitte tief unten in den hellen Wassern einen Hügel, der aus dem Grunde aufstrebt. Hier stand das Schloß des Ritters. Das ist aber heute noch eine gefährliche böse Stelle, denn wenn die Fischer beim heitersten Wetter dort ihre Netze auswerfen, so geschieht es, daß der Föhn aus den Schluchten losbricht und daß sie im Kampfe der Elemente zu Grunde gehen müssen. Dieses Unheil soll der in den Grund des Seees verbannte Ritter und seine fürchterlichen Genossen anrichten und ihm sollen alle jene erliegen, die bei ihrer Abfahrt vom Ufer nicht ein Pater Noster oder Ave Maria beten.“

Hier endete Frau Trautmunde ihr Mährlein. Sie schwieg und die Kinder sagten auch nichts. Aber alle drei sahen hinab durch die Schlucht auf den See, der jetzt ruhig und von der dunkelrothen Gluth des Abendhimmels beleuchtet, einer ungeheuern Masse glühender Erze glich, welche zwischen die riesigen Felsenpfosten eingegossen war, die schon schwarz und von den Fittigen der einbrechenden Nacht verfinstert, schaurig emporstarrten.

Endlich brach Kuno das lange Schweigen. „Also die Zwerglein sind es gewesen, Mutter, die den bösen Ritter und seine wilden Genossen bestraft haben?"

„Gott hat ihn gezüchtigt Kind, und die Zwerglein sind ohne Zweifel die Vollstrecker seines gerechten und strengen Urtheils gewesen," entgegnete Frau Trautmunde fromm.

„Da müssen die Zwerge doch gar mächtige und gewaltige Wesen sein und fromm auch dazu," sagte Gertrude, „weil sie das böse Thun und Treiben des Ritters nicht mehr länger dulden konnten."

„Das sind sie gewißlich, Kind!" entgegnete die Mutter leise und bestimmt.

„Aber ich fürchte mich vor ihnen, Mutter, ich möchte nicht um die Welt ein Zwerglein sehen und hier sollen sie doch zuweilen sich blicken lassen,

wenn alles schläft und blos der stille heimliche Mond in's Gärtchen herein schaut."

„Gute fromme Menschen brauchen nichts in der Welt zu fürchten, Kind, denn Gott ist allenthalben mächtig und Seine Hand wendet alles Böse ab. Die Zwerge aber brauchst du überhaupt nicht zu fürchten, denn sie sind gar fromm und mild Wo sie sind oder sich sehen lassen, da ist es ein besonderer Segen und ein gar gutes Zeichen."

„Ist es denn wahr, Mutter, daß sie im Pilatus ihre Städte und Paläste haben?" rief der Knabe neugierig.

„Man sagt's, Kind, und es muß so sein, denn wir sehen ja hier ihr stilles Wirken, wir empfinden ihre schützende und segnende Macht," rief die Edelfrau dankbar, als wenn sie der Gegenwart der geheimnißvollen Wesen gewiß wäre.

„Hast du die Zwerglein schon gesehen, Mütterchen?" rief Gertrude.

„Gesehen hab' ich noch keines. Aber einmal, da waren sie mir recht nahe und was sie mir damals erwiesen haben, was ihr geheimnißvoller Hauch mir in die tiefste Seele flüsterte, das vergesse ich nie. Auch ist ein großer Theil ihrer Weissagung bereits in Erfüllung gegangen."

„Was war denn das, lieb Mütterchen?" riefen beide Kinder.

Trautmunde erhob ihr Auge von der dunkeln Kluft, die sie fest angesehen hatte, zum Himmel wie in seliger Trunkenheit. Endlich sprach sie: „Wohlan Kinder, so vernehmt, denn was ich hier unter diesem Baume sah und was mir Gott im Traume kund gab."

„Es ist, wie ich denke, die Zeit jetzt da, in der ich euch mit dem wunderbaren Gesicht, das ich gehabt habe, bekannt machen muß, denn auch ihr werdet ja dadurch auf's nächste und innigste berührt."

„Es war vor zehn Jahren, als mich Euer Vater in diese seine Burg heimführte. Zwei Jahre nach unserer Vermählung gab es Krieg in Welschland und der Vater mußte mit dem Heerbann fort. Ich war allein; nur wenige Knechte und Mägde blieben, um das Haus zu bestellen. Ehe der Vater mich verließ, sprach er: Ich werde vielleicht lange nicht zurückkehren, Trautmunde, und befehle dich dem Schutze Gottes und unserer treuen Nachbarn, die du bald kennen lernen sollst, wenn du in dem Burggarten dich fleißig aufhältst."

Dieses war mir auffallend und auf meine deshalb an ihn gestellte Frage erwiederte er mir:

„Laß dich's nicht wundern, wenn ich dir sage, daß ich dich dem Schutze unserer getreuen Nachbarn empfehle. Wisse, daß im Pilatusberge die Zwerglein sich aufhalten, gute, fromme und schuldlose Wesen, die dem Menschen still und unmerklich

Wohlthaten erweisen, der sie nicht kränkt oder durch Frevelthaten verscheucht. Seit undenklichen Zeiten sind sie diesem meinem Stammhause geneigt und befreundet, denn noch haftet kein Flecken auf uns und ich bemühte mich bisher, dem würdigen und reinen Vorbild meiner Ahnen zu folgen, so weit der schwache menschliche Wille einem guten Vorsatz treu zu bleiben vermag. Ich habe dich als Gattin gewählt, weil ich die Einfalt und Reinheit deines Sinnes erkannte. Du darfst also ihrem Schutze zuversichtlich vertrauen, ja du darfst hoffen, daß sie dich warnen und vor Gefahr schützen werden, so weit nur ihre Macht reichet und so lange nur ein reiner, edler und frommer Sinn dich ihrer Liebe und ihres Schutzes würdig machet."

Als Euer Vater dieses gesagt hatte, küßte er mich auf die Stirne und verließ das Schloß, um in den Krieg zu ziehen.

Ich war nun einsam und saß oft in diesem Garten. Ich beschäftigte mich hier mit Arbeit und sendete Gebete zum Himmel, um von dort Schutz für meinen geliebten Gatten zu erflehen. Da geschah es eines Tages, daß ich in Schlummer sank, denn ich hatte vorher lange und anhaltend gearbeitet und war sehr ermattet. Während ich nun schlief, kam es mir vor, als ob die Felsenschlucht sich zu einem wunderbar schönen und gar großen und herr-

lichen Thor gestaltete, durch welches ich in eine zauberhafte Gegend sehen konnte. Da standen prächtige Paläste und Häuser, eines am andern und in der Mitte erhob sich ein noch viel größerer, überaus schöner und trefflicher Bau, fürstlichen Ansehens, wie eine Königsburg; aber es mag wohl auf der ganzen weiten Erde kein so gar kostbarer und schöner Bau stehen, wie der, den ich da sah. Die Mauern und Säulen daran waren von lauterem Gold und Silber und alles war mit dem allerschönsten und reinsten Gestein geschmückt und verziert, solcher Gestalt, wie es Menschen nimmer zu Stande zu bringen vermöchten. Ich aber sah mit einem unaussprechlichen Entzücken hinein in diese wunderbare Pracht und Herrlichkeit. Da leuchtete und funkelte alles so überaus lieblich, da standen die allerschönsten Wälder und Gärten voll Wunderblumen, wie sie auf der Erde gar nicht vorkommen. Allerlei fremde seltsame Thiere sprangen dort fröhlich scherzend umher und eine sehr große Menge von Vögelein, deren Gefieder in allen nur erdenklichen Farben spielte, flatterten durch die würzige Luft und erfüllten die Ebenen mit ihrem feinen Gesang, daß alles nur so tönte und schallte. Mir wurde dabei überaus seltsam zu Muthe; ich meinte, ich sei schon gestorben und ein gutes Engelein hätte meine Seele in den Himmel getragen, wo

ich nun die Freude der Seligen schmecken sollte. Doch während ich noch so dachte und mich all der Herrlichkeit freute, fiel mir ein, daß ich ja meinen Gemahl nun nicht mehr wieder sehen sollte und wie er sich grämen würde, wenn er bei seiner Rückkehr mich im Grab fände. Da wurde mir recht weh um's Herz und ich fing an, bitterlich zu weinen.

Alsbald aber stand neben mir ein seltsames Wesen in einem weiten, würdigen und langen Gewande. Es war nicht größer, als ein zweijährig Kind, doch vom Aussehen eines edlen Greises und sein Auge blickte so ernst und tröstlich mild zu mir, daß mein Gram aufhörte und mir wieder wohl und leicht ums Herz ward. Er sagte kein Wort sondern deutete mit seiner Hand nach dem Palaste, dessen goldfunkelnde Thore sich jetzt öffneten. Da trat ein Zug ähnlicher Wesen langsam und feierlich aus dem prächtigen Schloß hervor, Paar um Paar, verhüllt in die langen Mäntel und stumm. Sie nahten mir und stellten sich zur Rechten und zur Linken in Gruppen und Reihen und in eine feine schöne Ordnung. Zuletzt aber ritt auf einem milchweißen Pferdchen ein Zwerg allein aus dem Schlosse. Er hatte auf dem Haupte eine Krone ganz von Demantsteinen, die in tausend und abermal tausend Blitzen und Strahlen funkelten, so daß mir die Augen vergingen. Er ritt aber heran

zu mir, sprang dann vom Rößlein herab, trat ganz nahe vor mich hin und sah mich lange nachdenklich an. Dann sprach er:

„Sieh jetzt durch dein inneres Auge, was noch keines Menschen Blick erschaut hat und wisse, daß du die Erste und Letzte aller Sterblichen bist, der solches vergönnt wird. Dieß ist mein Reich und dieses ist das Volk der Zwerge. Deiner Seele ist es gegeben, ihre Geheimnisse zu erfassen, denn kein Flecken hat ihre reine Spiegelhelle getrübt.“

Ich erschrack fast über dieses hohe Wort und beugte mich demüthiglich zur Erde, mir gar wohl bewußt, daß ich solchen Ruhms mich nicht getrösten könne. Aber das Zwerglein sprach:

„Dem Demüthigen gibt Gott Gnade. Nicht du, sondern Er wirkte in dir das Gute und Reine. Darum empfange noch als Wahrzeichen an diese Stunde diese Blume, pflanze sie in deinen Garten und pflege sie wohl. So lange sie nicht eine weiße Blüthe treibt, wird dein Leben nicht vom Tode bedroht sein. Wenn du aber weiße Blumen findest, so wisse, daß dich Gott bald abrufen wird. Dann aber wirst du noch viel Köstlicheres schauen dürfen.“

Als er dieses sprach, seufzte ich tief, denn der Himmel hatte mich kurz vorher mit einem lieben Kindlein beschenkt und ich fürchtete es bald wieder als eine mutterlose Waise verlassen zu müssen.

Aber das Zwerglein schien in meiner Seele zu lesen, denn es sprach:

„Fürchte nichts für dein Kind. Gott wird dir noch ein Zweites bescheeren und du wirst deine Mutterpflicht so lange an deinen Kindern erfüllen können, bis sie im Stande sind der Zucht fremder Menschen zu gehorchen, ohne den guten Saamen zu verlieren, den deine Lehren in ihr Herz gestreut haben. Aber es werden schlimme Stunden über deinen Eheherrn kommen und eine schwere Zeit wird über ihn und deine Kinder dahinrauschen. Mein Schutz kann ihnen nicht helfen, denn ich kann nur vor dem schützen, was von Außen droht, aber nicht vor der bösen Gewalt, die aus der Tiefe des menschlichen Gemüthes kommt und wie die Flamme im Erdgrunde gewaltig und verderbenbringend aus dem Herzen ausbricht."

Als er das gesagt hatte, bewegte er seine Hand leise gegen mich, wie zum Gruße und zum Segen. Ich vernahm eine himmlische, entzückende Musik und entschlummerte voll unaussprechlicher Ruhe und seligen Friedens.

„So ist denn jetzt das Zeichen der frommen Zwerglein gekommen und ich muß mein Haus bestellen. Bald meine Kinder, bald werde ich Euch verlassen müssen und ach! — eine Fremde wird vielleicht meine Stelle ersetzen sollen."

Bei diesen Worten brachen die beiden Kleinen in bittere Thränen aus. Die Erzählung ihrer Mutter hatte all' ihre Freude und Lust in Leid und schmerzliches Weh verkehrt.

„Ach! du gute Mutter,“ rief Kuno, „wie weh hast du mir gethan. Ich meine, du hast mir mein Herz ganz und gar zerschlagen durch deine traurig schöne Erzählung. Wer wird dann den armen Kuno so lieb haben, wie du und ihm immer so feine und herzige Mährlein erzählen. Nein, nein, du kannst noch nicht sterben!“ rief er schluchzend, indem er sich der weinenden Trautmunde in die Arme warf.

Gertrude verbarg ihr Antlitz im faltigen Kleide der Edelfrau; sie weinte bitterlich und konnte den traurigen Gedanken nicht fassen, ohne zu schaudern.

Während dem war die Nacht angebrochen und der volle strahlende Mond schien leuchtend herein in das würzige Blüthengärtlein. Trautmunde gewann ihre Fassung wieder, trocknete ihre Thränen und war im Begriff, nachdem sie beruhigende Trostworte den Kindern zugeflüstert hatte, sich zu erheben. Sie warf noch einen Blick auf die dunkle Felsenspalte, als plötzlich eine übernatürliche Erscheinung ihr Blut stocken machte. Sie stieß einen lauten Schrei aus, sank halb ohnmächtig zurück und erhob sich sodann rasch, indem sie ihre Kinder,

die zitternd noch ihr Antlitz in dem faltigen Gewand der Mutter verbargen, fest umfaßte und an sich drückte . . .

Zweites Kapitel.

Der Zwergbote und seine Kunde an Frau Trautmunde. Herr Hugh von Waldstatt kehrt in sein Schloß zurück. Sennor Rimini, der römische Patrizier.

Es war sehr hell im Gärtchen. Die Schlucht mit ihren Tannen und Eichen glänzte im Mondschein und nur die Burg mit der Kapelle und dem Brücklein, welches die beiden durch einen tiefen Spalt getrennten Felsen verband, lag in düsterem Schatten. Einige Fenster im untern Geschoß waren hell erleuchtet. Die Gletscher leuchteten bleich und riesig herüber. Noch stand Frau Trautmunde unter der Eiche, noch schmiegten sich beide Kinder furchtsam und schaudernd an sie. Man sah, daß die Drei sich entsetzt hatten. Eine ängstliche Neugierde, eine tiefe mütterliche Angst und dennoch auch ein natürlicher Muth, ein fester, weiblicher Charakter, der, frei von aberwitziger Furcht, nicht brechen kann, aber durch eine übernatürliche Erscheinung außer Fassung gerathen ist, — alles dieses prägte sich

scharf und klar auf dem sanften bleichen Gesicht der guten Trautmunde aus.

Gegenüber lag jene gefürchtete und geheimnißvolle Felsenspalte, das Thor der Zwerge genannt. Flieder und Blüthenbüsche rankender Gewächse umgaben den engen schwarzen Schlund. Das Mondlicht beschien mit magischer Helle die finster gähnende Kluft, die Blüthenbüschel, welche im Nachtwind schwankten und das geisterhafte Wesen, dessen schaurig fremde Gestalt sich klar und hell auf dem dunkeln Hintergrunde abzeichnete.

Es war ein Zwerg. Die Sage log nicht, denn jetzt stand einer derselben leibhaftig vor Trautmunde und ihren Kindern. Seine Gestalt erregte Furcht und Neugierde im seltsamen Gemisch. Die Blicke wurden von ihm angezogen und das klopfende Herz blieb doch fast stehen vor Entsetzen über die geisterhafte Gestalt des gespenstischen Wesens . . .

Trautmunde gewann ihre Fassung wieder. Der natürliche Muth und die hohe, weibliche Kraft, durch welche sie sich so sehr vor andern ihres Geschlechts auszeichnete, verlieh ihr Stärke genug, um den Anblick des unheimlichen Gastes zu ertragen. Die Mutterliebe gab ihr den Gebrauch ihrer körperlichen Kräfte wieder; sie drückte ihre liebenden Kinder fest an sich, und erwartete schweigend, was da kommen würde.

Der Zwerg blieb ruhig an dem Orte, wo er sich zuerst gezeigt hatte. Er schien liebevoll und doch auch traurig nach den Kindern und ihrer zitternden Mutter herüber zu sehen. Kaum von der Größe eines zweijährigen Kindes, hatte er dennoch das Aussehen eines Greises. Ein langer, weißer Bart fiel ihm auf die Brust herab. Das kahle Haupt war entblößt, das Antlitz trug den Stempel der Ehrwürdigkeit, der uns frommen Greisen gegenüber so viele Achtung und Ehrfurcht einflößt. Ein weites faltiges Gewand verhüllte seine Gestalt und in der rechten Hand trug er eine Lilie, mit der er seltsame Bewegungen nach Trautmunde herüber machte. Ein leises, liebliches Tönen erfüllte die Luft. Die Kinder schlossen die Augen und sanken schlummernd zur Erde.

Als das seltsame Wesen bemerkte, daß Kuno und Gertrude in tiefem Schlafe lagen, redete es die Burgfrau auf folgende Weise an:

„Gruß und Segen, edle Frau! Fürchte nichts, denn wir sind deine Freunde und du darfst ohne Scheu vernehmen, was ich dir zu sagen habe.“

Trautmunde entgegnete nichts, aber sie verneigte sich sittiglich, wie es ihr ein feines Gefühl gebot.

„Ich komme als ein Bote zu dir, edle Herrin,“ fuhr der Zwerg fort; „bereite dich, ein ern-

stes Wort zu hören. Möchtest du mit Fassung und Ruhe meine Sendung hinnehmen."

Die Edelfrau stand stumm und lauschte mit angestrengter Aufmerksamkeit.

„Schuldlos ist deine Seele, Herrin. Rein war dein Leben. Milde und Wohlthätigkeit allein erwiesest du denen, die im kurzen Zeitraum deines Daseins das Geschick dir zuführte. Darum gönnt dir der Höchste, vor Dem alle Wesen sich beugen, das schönste Glück, das Sterbliche hoffen können. Bald wird ein sanfter Tod dich von dieser Erde rufen und Schlimmes, das da kommt, wird dein Auge nicht mehr schauen. Drum klage nicht, wenn Andre trauern werden, denn nicht die Scheidenden beweint, auch nicht das Scheiden, wer weise denkt. Ein neues, besseres Leben bricht dir im Tode an und so ist Sterben für dich ein seliger Gewinn!"

Hier schwieg der Geisterbote. Trautmunde sah trauernd und doch mit seliger Ruhe vor sich nieder. Sie beugte sich und sah ihre schlummernden Kinder, die im Schlafe gleich Engeln lächelten, mit einem Blick voll süßer Wehmuth an. Dann drückte sie jedem einen Kuß auf die reine Stirne und bittere Thränen rannen ihr aus den Augen.

„Noch ist meine Sendung nicht ganz erfüllt, edle Herrin. Wisse, daß vor dem kommenden Mor-

genlichte dein Gemahl heimkehren wird. Bald bricht dann eine schwere Zeit an, doch du wirst sie nicht mehr schauen. Und wenn dann Stürme rauschen, so wisse, daß deine Kinder Schutz genießen, denn unsre Gunst ererben sie schuldlos von dir bis eine neue Zeit das Alte vergessen macht und Wirklichkeit zur Sage wird."

Diese letzten Worte vernahm Trautmunde noch. Dann beschrieb der Zwerg mit der Lilie seine magischen Kreise, das süße Klingen und Säuseln ertönte wie ein himmlischer Ton aus höheren Sphären. Trautmunde konnte nicht widerstehen; sie sank auf die Rasenbank zurück und ein tiefer Schlaf legte sich mit lähmender Gewalt auf ihre Sinne.

Als sie wieder erwachte, stand ihre Zofe mit brennender Lampe vor ihr und bemühte sich, sie zu erwecken.

„Um Gott, edle Frau," rief das Mädchen ängstlich, „es ist fast Mitternacht und hier ist's so schaurig; wollt ihr nicht die Kinder zu Bette bringen und selbst zur Ruhe geh'n?"

„Hab Dank, gute Bertha," entgegnete die Edelfrau, indem sie einen raschen Blick nach der Felsenspalte warf, „ich bin entschlummert und würde vielleicht bis zum Morgen nicht erwacht sein. Wie wunderbar!"

Das Mädchen erstaunte über die seltsamen Worte der Edelfrau. Dann weckte sie die Kinder und führte die schlaftrunkenen Kleinen in das Schloß, wo sie bald im Ruhebett wieder die Augen schlossen. Trautmunde blieb noch einen Augenblick; dann ergriff sie ein Schauder, wie sie denselben nie in ihrem Leben noch empfunden hatte. Sie raffte eilig ihre Arbeitsgeräthschaften auf und verließ eiligst den geheimnißvollen Gartenraum.

Kaum war sie im Schlosse angelangt, so trieb sie die Dienstleute aus dem Schlummer, um alles zur sehnlich erwarteten Ankunft des Ritters vorzubereiten. Lampen wurden angezündet; in dem Kamin der Herrenstube prasselte ein gutes Feuer und in der Küche arbeiteten die Mägde, um dort einen guten Imbis und ein warmes Mahl für den Erwarteten zu bereiten.

Nachdem Trautmunde diese Vorkehrungen getroffen und den Leuten Wachsamkeit anbefohlen hatte, überließ sie sich völlig angekleidet der Ruhe.

Gegen Morgen ertönte plötzlich vom See herauf ein kräftiger, lauter Hüfthornklang. Der Thurmwärter antwortete sogleich und alles im Schlosse erhob sich staunend und voll Freudigkeit, denn der Herr kehrte nach langer Abwesenheit in sein vereinsamtes und stilles Haus zurück.

Die Edelfrau erwachte beim ersten wohlbekannten Zeichen. Schnell raffte sie sich empor, eilte die beleuchtete Treppe hinab und kam gerade zu jener Zeit, als der Hufschlag der Rosse über die donnernde Zugbrücke herein in das Schloß drang und Herr Hugh von Waldstatt hoch zu Pferde in den Hof sprengte.

Der Ritter sah seine Gemahlin, sprang aus dem Sattel und eilte mit ausgebreiteten Armen ihr entgegen. Trautmunde empfing seinen Kuß, lächelte unter Thränen, vernahm die süßen Bewillkommnungsworte und würde dann ohnmächtig zu Boden gesunken sein, wenn nicht der starke Arm ihres erschrockenen Gemahls die sinkende Gestalt seiner ihm über alles theueren Gattin aufrecht erhalten hätte.

In dem Getümmel, das die von den Rossen springenden Knechte verursachten, hörte man den Hilferuf des Ritters nicht sogleich und so war denn Herr Hugh genöthigt, die Ohnmächtige, ohne daß ihm Hilfe dabei geleistet werden konnte, hinauf in das beleuchtete Gemach zu tragen. Hier übergab er sie weiblicher Hilfe und eilte schnell hinab in den Hof, um seinen Gast im Heimathshause willkommen zu heißen.

Außer den Knechten, die jetzt ihre Rosse sämmtlich in die Stallungen geführt hatten, hielt noch ein

einzelner Reiter im Hofe, der in augenblicklicher Unbemerktheit kurze Gelegenheit nahm, die Baulichkeiten der Burg zu betrachten. Das feste Gemäuer, die hohen Spitzbogen, die Hallen vor den Stallungen, welche auf starken gothischen Säulen ruhten, der kleine Vorsprung, der mit einer Mauer umgeben war und die steinerne Brücke, welche zur Kapelle hinüber führte — alles dieses wurde von seinem dunkeln Auge prüfend überschaut. Dann lagerte sich ein seltsam spöttischer Zug über das dunkle Antlitz und eine tiefe Verachtung prägte sich in dem Gesicht des Fremden aus.

Jetzt eilte der Ritter wieder in den Hof. „Wie, Sennor Rimini, Ihr seid noch zu Roß? Kennen meine Leute ihre Pflichten nicht besser? Hollah, ihr Schlingel," rief die kernige Stimme des Ritters, „schnell herbei, oder ich werde Euch Eile lehren."

Bei diesem Ruf sprang ein halbes Dutzend Bursche herzu und der Fremde war schnell versorgt. Zwei von den Knechten ergriffen sein sträubendes Roß am Zügel, einer half ihm beim Absitzen und die übrigen legten Hand an, um sein Gepäck, das auf einem Saumrosse mitgeführt wurde, abzuladen und in das Herrenzimmer zu bringen.

„Vergebt edler Sennor," sprach Hugh entschuldigend. Mein Weib ist erkrankt, ich fand im

Gewirre unserer Ankunft keine Hilfe und mußte sie selbst der Pflege ihrer Zofen überbringen. Meine Knechte sind des Schloßdienstes entwöhnt und ich will erst sehen, ob ich wieder Verstand in diese hirnlosen Bursche bringen kann."

„Genug, Herr Ritter, Ihr beschämt mich und gebt mir zu gleicher Zeit Veranlassung, einen Unfall zu bedauern und mich zu beeilen, Eure Herrin wegen meiner Unachtsamkeit um Verzeihung zu bitten. Habt die Güte, mich schnell zu ihr zu führen. Vielleicht können dort meine Erfahrungen im Bereich der Arzneikunde von Nutzen sein;" entgegnete der Fremde rasch.

Hugh eilte voran und führte den Italiener hinauf in's Herrengemach. Hier saß Trautmunde. Sie war zu sich gekommen, aber sie war noch außer Stande, sich zu erheben, um den Eintretenden entgegen zu gehen. Herr Hugh führte seinen Gast zu dem Ruhestuhle, in dem die Kranke lag, indem er sprach:

„Sieh hier, geliebte Gattin, einen edlen Römer, den das Mißgeschick des Krieges in unsere Gewalt brachte und der einige Zeit in unserer Mitte verweilen wird, um die Einsamkeit unseres Rittersitzes durch seine Gegenwart zu verscheuchen. Ich wünsche, daß du ihm alle Ehre erzeigst, und

ihm zu den vertrautesten und achtungswerthesten Freunden des Hauses rechnest."

Der Italiener verneigte sich sittig vor Trautmunde, die ihm die Hand reichte und mit ihren starren Blicken in seiner tiefsten Seele zu lesen schien. Dann begrüßte er sie mit feinen und zierlichen Worten, die von der Schloßherrin nicht minder artig, aber dabei sehr ernst erwiedert wurden.

Als die ersten Begrüßungen vorüber waren warf der Fremde prüfende Blicke über die zitternde Gestalt der edlen Frau und auch Herr Hugh beugte sich liebevoll besorgt herab, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Trautmunde erklärte ihre Gemüthsbewegung und ihre darausfolgende Schwäche selbst als die Folge der Freude über seine Ankunft und versicherte zugleich, das ihr sonst nichts fehle, sondern daß sie sich im Gegentheil vollkommen wohl befunden habe und gewißlich bald wieder erholen würde.

Der Fremde trat nun näher. „Gestattet mir, edle Frau," sprach er sanft, „Eure Hand noch für kurze Zeit. Ich habe zu Bologna die Heilkunde mit Fleiß und Eifer betrieben, und es scheint mir fast, als ob ihr meiner Hilfe bedürftet."

Trautmunde lächelte und reichte ihm die linke Hand. Der Römer fühlte die gewaltsamen, un-

natürlich raschen Pulsschläge und sein Blick prüfte wiederholt das ganze Aussehen der Edelfrau.

„Euer Zustand, edle Frau, sagte Rimini nach langem Nachdenken, „ist bedenklicher, als Ihr selbst wohl denken möget uud ich kann jetzt nichts Bestimmtes darüber auszusprechen. Doch rathe ich Euch, die Geschäfte des Hauses rüstigeren Händen zu übergeben, denn jede Anstrengung und Gemüthsbewegung zehrt an Euch und raubt Euch einen Theil Eurer Kräfte, die ihr zur Erholung sehr nöthig brauchet.“

Rimini schwieg und Trautmunde, die sich jetzt ganz erholt hatte, stand nachdenklich auf und sah ihren Gatten mit einem Blick voll unaussprechlicher Milde und Wehmuth an. Herr Hugh erwiederte diesen Blick mit besorgtem Herzen und erkannte jetzt erst, daß mit seiner edlen Gattin eine betrübende Veränderung vorgegangen war.

„Um Gott, herzliebes Weib,“ rief er, „es will mich bedünken, daß du seit unserer Trennung dich sehr verändert hast, dein Aussehen ist bleich, dein Antlitz eingefallen. Ja gewiß, du bist krank, bedenklich krank!“

Gertrude fiel ihm weinend um den Hals und schluchzte laut. Der Ritter war tief betrübt und verlor fast gänzlich die mühsam behauptete Fassung. Die Edelfrau fand zuerst ihren Gleichmuth wieder,

besorgte was geschehen mußte, wieß ihrem Gaste sein Zimmer an, ließ das Mahl auftragen und zog sich sodann in ihr Gemach zurück.

Indeß war die Sonne heraufgezogen über das Firmament; sie beleuchtete all die herrlichen Thäler, die grünen Matten voll von starkem edlen Vieh und die eisigen Firnen und Gletscher, welche hoch über die Wolken erhaben in's rosige himmlische Morgenlicht hineinragten. Das Zimmer war hell und Herr Hugh lud seinen Gast zum Morgenmahl ein. Die Stimmung des Ritters war trübe und ernst und das Gespräch gewann eine traurige Wendung. Rimini verbarg ihm nicht die Besorgnisse, welche Trautmundens Zustand erweckte und versprach, alles aufzubieten, um das Verderben, welches die Gesundheit der Edelfrau und ihr Leben zu zerstören drohte, abzuwenden. Aber was vermochte menschliche Kunst gegen ein Uebel, das zu tief eingewurzelt, mit Riesenschritten überhand nahm.

Drittes Kapitel.

Frau Trautmundens Krankheit und Tod im Schloß Waldstatt

Der Herbst mahlte die Wälder mit bunten Farben. Die Vöglein schwiegen und die fröhlichen befiederten Wanderer, Störche, Schwalben und Kraniche, zogen wärmeren Ländern zu, wohin der kalte Hauch des deutschen Winters nicht reichen konnte.

Sennor Rimini weilte schon zehn Wochen auf der Burg Waldstatt. Seine Sehnsucht riß ihn hin über die Firnen des Jura nach seinem milden und herrlichen Rom, das er noch immer nicht wieder sehen sollte, denn die Verhältnisse, welche ihm die Rückkehr in die Vaterstadt verboten, hatten sich noch nicht freundlich gelöst und der Wille des mächtigen deutschen Königs, dessen Gefangener er war und der den Ritter von Waldstatt zu seinem Hüter bestellt hatte, forderte noch immer sein Fernesein von der Heimath.

Wohl hatte Sennor Rimini manchen Boten nach dem fernen Vaterlande an den Herrscher gesendet, der durch seine Gegenwart den Aufruhr in den italienischeu Landen bannte und die freiheitliebenden und falschen Welschen durch die Furcht vor der rauhen Tapferkeit seiner deutschen Krieger-

schaaren mühsam im Zaume hielt. Aber alle Bitten und Gesuche wurden als unzeitig abgewiesen und Rimini auf künftige Tage vertröstet.

So blieb denn nichts übrig, als sich in den Willen des Kaisers zu ergeben und auszuharren, bis die Stunde der Erlösung schlagen würde.

Dieses wurde aber dem stolzen Römer sauer und schwer genug. Hier gab es keine Marmorhallen, wie in der Weltstadt. Hier kannte man die üppigen Vergnügungen nicht, die in Rom zu finden waren und in denen der stolze Nachkomme jener großen Römer sich täglich bis zum Ueberdruß zu berauschen gewohnt war. Einfach, wie die Sitte, so war auch die Lebensweise seiner Hausgenossen. Fromm, redlich, thätig erschienen sie ihm als widerwärtige Genossen — ein betendes, stumpfes Bauernvolk, wie er sie öfters in der Einsamkeit lieblos und verächtlich genug bezeichnete und wie ihn die einfältige Sitte und der stille Edelmuth seiner Hausgenossen mit Eckel erfüllte, so sah der verwöhnte und verzärtelte Sohn einer südlich heißen Natur in den Wundern der Berge nicht die Erhabenheit der göttlichen Werke, sondern nur einen erweiterten kühnen Gefängnißzwinger, der ihn an den verhaßten Ort bannte und aus dem er mit aller Kraft seiner verdorbenen, für Höheres verschlossenen Seele hinwegzueilen wünschte.

Die einzige im Schlosse, welche seine Aufmerksamkeit mehr anzog, war Trautmunde, so lange ihr krankhafter und sich täglich verschlimmernder Zustand es ihr gestattete, sich mit ihm zu unterhalten. Die Edelfrau wußte ihm unvermerkt hohe Achtung einzuflößen. Ihr gebildeter und durchdringender Geist erregte sein Staunen und er nannte sie oft scherzend eine Palme, die der rauhe Wind mitten unter das einförmige und traurige Gemisch deutscher Tannen- und Fichtenwälder versetzt hatte.

Trautmunde lächelte, wenn sein Mund vom Lob der italienischen Natur, der herrlichen Städte und all der Genüsse überfloß, die sein schönes Vaterland den lebendigen und heißblütigen Bewohnern darbieten sollte. Dann prieß sie dagegen die Zucht, Sitte und Ehrbarkeit der deutschen Frauen, die Kraft, Tugend und Tapferkeit deutscher Männer und des Landes segenbringende Fruchtbarkeit in allem, was zu des Menschen Leben nöthig und nützlich ist. Aber der stolze Römer schüttelte traurig das schwarzlockige Haupt und entgegnete: „Alles das ist nicht wie mein schönes heiteres Wälschland!"

Jetzt war ihm dieser einzige Trost auch noch genommen. Trautmunde lag auf dem Krankenbette und er, dessen Mittel längst vergeblich gegen den Wurm angekämpft hatten, der an ihrem Leben nagte, ging nun einsam und von allen Qualen der Un-

thätigkeit gefoltert, in den Hallen des Schlosses oder in dem lieblich stillen Gärtchen umher.

Der Ritter von Waldstatt hatte Geschäfte, die ihn meist ganze Tage lang vom Hause fern riefen. Kehrte er dann des Abends zurück, so begrüßte er auf kurze Zeit den Gastfreund, vernahm dessen Klagen, tröstete ihn, so gut er vermochte, und begab sich sodann, selbst trostbedürftig, an das Krankenlager seiner Gattin, bei der er den kurzen Theil seiner Anwesenheit im Hause zubrachte. Hier fand er seine Kinder, die keine Lust und Freude mehr hatten, seitdem die theure Mutter auf dem Siechbette lag. Das Zimmer der Kranken ward ihr liebster Aufenthalt, während jedes andere Räumlein im Schlosse nur die schmerzlichsten Erinnerungen erweckte.

Trautmunde hatte mit bewundernswürdiger Ueberwindung die Schwäche ihres Körpers niedergekämpft und ihre weibliche Gemüthsstärke verlieh ihr einen Anschein von Kraft, die sie in der That nicht mehr besaß. Trotz der täglichen Verschlimmerung ihrer Gesundheitsumstände bestellte sie noch das Haus, und bereitete alles auf die Zeit vor, in welcher sie nicht für die Ihrigen sorgen konnte. Dieser Zeitpunkt war jetzt da. Trautmunde konnte das Lager nicht mehr verlassen. Mit engelgleicher Gedult ertrug sie die Fügung der Vorsehung. Der

Geistliche aus dem nächsten Pfarrdorfe erschien jetzt häufig zum Besuch und hielt mit der Leidenden Zwiegespräche über religiöse Gegenstände. Er kam, um zu erbauen und fühlte sich mehr und mehr durch die Dulderin selbst erbaut.

Trautmunde ordnete selbst alles, was nach ihrem Tode geschehen sollte, noch vor ihrem in Ergebung erwarteten Ende an. Sie wünschte, in der Kapelle des Schlosses beerdigt zu werden und Herr Hugh fügte sich mit brechendem Herzen in den Willen seiner Gattin. Arbeitsleute brachen den Boden an der Seitenwand auf. Man kam auf harten Granitfels und die Arbeit schien mühsam, langwierig und beschwerlich zu werden. Aber als am nächsten Morgen die Steinhauer erschienen, um die Arbeit fortzusetzen, fanden sie die Gruft bereits vollendet. Der Ruf von diesem Wunder verbreitete sich im ganzen Schweizerlande. Man schrieb die Vollendung des angefangenen Werks den befreundeten Zwergen zu und mochte sich in dieser Hinsicht nicht getäuscht haben.

So nahte endlich für Herrn Hugh und alle Bewohner des Schlosses die schwere Stunde, in der Frau Trautmunde sie verlassen sollte. Es war an einem Samstag gegen 4 Uhr des Abends. Herr Hugh und die Kinder befanden sich bei der Kranken, die heute ganz besonders heiter war.

In dem Schlosse herrschte tiefe Stille; die Knechte hatten ihre Arbeit vollendet und jedermann bereitete sich still und besonnen auf den Tag des Herrn vor. Da erschien der Priester an der Zugbrücke und begehrte Einlaß. Der Meßner begleitete ihn. In demselben Augenblicke begann das Glöcklein auf dem Thürmchen der Kapelle von unsichtbarer Kraft angezogen, zu tönen.

Als Frau Trautmunde dieses vernahm, erhob sie sich aus eigener Kraft im Bette. Dann reichte sie dem neben ihr sitzenden Gemahl die Hand und ließ die Kinder zu Häupten ihrers Lagers treten. Der Zofe befahl sie, den Knechten zu sagen, daß sie den außen harrenden Priester einlassen, sodann das Thor sperren, die Zugbrücke aufwinden und sich sodann alle in ihrem Zimmer versammeln sollten.

Jetzt sah sie Herrn Hugh mit einem unaussprechlich sanften Liebesblick an. Dann sprach sie mit fester Stimme:

„Traure nicht, mein treuer, werther Eheherr. Die Stunde ist da, wo mich Gott zu sich ruft. Jetzt fasse dich männlich und steh' mir betend bei, damit ich den letzten schweren Augenblick standhaft und ergeben in den Willen des Allmächtigen überwinden kann.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre. Der Priester erschien im amtlichen Meßgewande und der Kirchner trug ihm die heiligen Geräthschaften nach. Den beiden folgte ein langer trauernder Zug der Knechte, Mägde und Dienstmannen von Waldstatt. Wer von diesen im Zimmer nicht Raum fand, fiel vor der weit geöffneten Thüre auf die Knie nieder und bereitete sich vor zur heiligen Handlung.

Der Priester trat vor bis zum Bette der Kranken, die demüthiglich die Hände faltete. Dann sprach er den Segen und rief mit Thränen in den Augen: „Betet, ihr Christen, betet und mögen alle bösen Geister ferne weichen!"

Nachdem er das übliche Gebet gesprochen und Frau Trautmunde ermahnt hatte, demüthig und reuig eine aufrichtige Beichte vor Gott und ihm abzulegen, sprach die Kranke mit fester ernster Stimme sich aller Sünden schuldig, die das schwache irrende Menschenherz in dieser Welt voll Jammer und Mangelhaftigkeit beflecken. Sie empfieng hierauf die Absolution mit gläubigem und erleichtertem Herzen. Unmittelbar hernach ertheilte ihr der Priester das heilige Abendmahl und die letzte Oelung.

Während der Priester seine heiligen Amtsgeschäfte verrichtete, war im Zimmer eine tiefe Stille eingetreten. Da vernahm man plötzlich wie aus

weiter Ferne unaussprechlich herrliche Töne, einen Sphärengesang. Viele tausend liebliche Stimmen schienen vereint ein Trauerlied anzuheben und doch lautete dieser feierliche Chor so erhebend und tröstend, daß keiner das bittere Weh dieser Stunde mehr zu fühlen schien. Der Gesang tönte fort, bis der Priester geendet und Trautmunde die letzten Tröstungen unserer heiligen Religion mit wohlvorbereiteter Seele demüthig und gläubig empfangen hatte.

Jetzt brach ihr das Herz; Thränen stürzten ihr aus den Augen und sie sprach nun ohne Scheu zu ihrem edlen Gemahl:

„Gott segne dich, mein unaussprechlich theurer Freund. Tausend Dank für deine treue Liebe und für alles, was du auf dieser Erde für mich gethan hast. Lebe lange und glücklich und gedenke zuweilen meiner in deinem Gebet. Wenn es mir möglich ist, drüben für dein Wohl zu flehen, so sei gewiß, daß ich es fort und fort thun werde, bis wir uns in besseren Gefilden wieder sehen."

Herr Hugh zerfloß in Thränen, die ihm über die rauhe narbige Wange rannen. Er drückte einen heißen Kuß auf die Stirne der Sterbenden, doch war er außer Stande, ein Wort zu erwiedern, aber er hielt sie fest in seinen Armen aufrecht, als

wenn er dem Tode wehren wollte, der da ihm unerbittlich sein theuerstes Gut zu rauben kam.

Trautmunde ließ jetzt die Kinder kommen. Die armen Kleinen, ach! sie wußten die Größe des Verlustes der ihnen bevorstand, gar nicht zu würdigen — traten zu der sterbenden Mutter. Man hob sie auf das Bette und sie knieeten nun zu beiden Seiten auf die Polster nieder.

„Meine Kinder!“ rief Trautmunde, — „o allmächtiger Gott, gieb mir Kraft, es zu ertragen! — jetzt, Kuno, Gertrude, die ihr mir über alles unaussprechlich theuer seid, jetzt muß ich Euch verlassen!“

Der kleine Kuno stieß einen schmerzlichen Schrei aus, bei dem allen Zuschauern das Herz hätte brechen mögen. „Ach, Mütterlein!“ rief er voll herber Schmerzen, „verlassen mußt du uns? Wohin willst du gehen, das du deinen kleinen Kuno zurücklassen mußt.“

„Nimm mich mit, Mutter,“ schluchzte Gertrude, „nimm mich mit, ich will auch mit dir sterben.“

Trautmunde saß erschreckt im Bette, unaussprechliches Weh im Herzen, unfähig, diesen bittersten Abschied zu ertragen.

„Kann ich denn Sterben, wenn ihr so schmerzlich klaget, ihr Lieben? Sprach nicht das Zwerglein,

daß Gott mir einen leichten Tod beschieden habe und nun leide ich unaussprechlich mehr, als duldete ich die schwersten körperlichen Qualen! O Gott, o Gott, stärke mein Herz, es bricht mir, stärke mich!"

Da ertönte der Gesang lauter und tröstlicher. Noch köstlicher waren die Töne, himmlisch schön, und jetzt vernahm man auch deutlich die Worte:

„Klaget nicht," tönte es leise und lieblich, „klaget nicht, wenn Andre trauern werden, denn nicht die Scheidenden beweint — auch nicht das Scheiden, — wer weise denkt. Ein neues, besseres Leben bricht dir im Tode an. Der Himmel öffnet sich, du wirst einst wiedersehen, die bis zum Tod du treu geliebt. Drum edle Dulderin ist Sterben dir ein seliger Gewinn!"

Die Sterbende war auf das Bette zurückgesunken. Sie lauschte mit himmlischer Ruhe den Spährenklängen. Die Kinder, Herr Hugh, die Schloßleute, alle die Weinenden fühlten eine tröstliche Ruhe im tiefsten Herzen. Reichlich flossen die Thränen, aber kein Weh zerschnitt die Gemüther. Die Hoffnung und der süße Trost im Liede erhob die zerschlagenen Seelen der Trauernden und der Schmerz wich mit den Klängen, die sanft und leise

im Abendlicht der untergehenden Sonne auszutönen schienen.

Jetzt wars still. Lange knieten noch die Betenden und lauschten. Aber Frau Trautmunde lag schweigend im Ruhebette. Ein süßer Friede, ein unaussprechlich heiteres Lächeln war auf ihr marmorweißes Antlitz gebreitet. Der Priester trat jetzt zum Bette und ergriff ihre Hand. Der Puls stand still, das Auge war gebrochen. Er sprach schluchzend:

„Sie ist hinüber in die Gefilde der Seligen. Sie war schon im Leben eine Heilige! Friede ihrer Asche und tausend gute Nacht!“

Herr Hugh drückte schluchzend seinem toden Weibe die Augen zu. So lebte und so starb Frau Trautmunde von Waldstatt.

Viertes Kapitel.

Sennor Rimini beginnt seinen wahren Charakter zu zeigen. Seine Plane und Anschläge. Der fahrende Schüler. Herr Hugh entschließt sich, mit Rimini nach Rom zu reisen.

Der Winter sank auf das Bergland herab. Der See fror zu und eine fürchterliche Kälte, wie sie seit Menschengedenken nicht eingetreten war, hüllte drei Monden lang das Schweizerland in ein weißes Schneegewand und bedeckte die Flüsse und Seeen mit einer dicken Eisrinde.

Sennor Rimini war an dem Abend, da Frau Trautmunde den Ihren entrissen wurde, auswärts gewesen und erfuhr erst nach seiner Heimkehr, was sich während seiner Abwesenheit im Schlosse zugetragen hatte. Jetzt war diejenige aus den Hallen der einsamen Burg geschieden, deren ernstes, geistig starkes und unaussprechlich edles Wesen die Dämonen gebannt hatte, welche in seiner schwarzen Seele schlummerten. Der Römer beschloß nun, es sich auf der Burg bequem zu machen und den ernsten Ritter durch die schlauen Künste einer gleißnerischen Ueberredung und der raffinirtesten Verführung zu einem angenehmeren Genossen der widerwärtigen Haft, die ihm zu Theil geworden war, umzustimmen.

Herr Hugh war ein fester, männlich gesinnter Ritter und seine ungestümme Tapferkeit, verbunden mit der kernigen Kraft, welche alle die starken Söhne jenes Berglandes auszeichnet, machten ihn dem Kaiser sehr werth und ließen seine Dienste in einem sehr schätzbaren Lichte erscheinen. Als einen besondern Beweis des Vertrauens hatte ihm der Kaiser den Römer Rimini zur Haft anvertraut. Rimini war ein Empörer, hatte einen Aufruhr gegen das Oberhaupt der Kirche angezettelt und dieser gefährliche Mensch, als er nur nach großer Mühe überwunden war, beschloß später, sich seinem beleidigten Oberherrn freiwillig zu unterwerfen. Da er noch immer an der Spitze einer sehr bedeutenden Macht stand, so ging man gerne auf die Bedingungen ein, unter welchen er sich unterwerfen wollte, um einem noch immer sehr zweifelhaften und gefährlichen Kampf zu vermeiden. Rimini erschien zu Rom, warf sich im Vatikan dem Papste und dem Kaiser zu Füßen, erhielt Verzeihung und wurde auf unbestimmte Zeit aus seiner Vaterstadt, in welche er die Fackel der Zwietracht gestreut und den Bürgerkrieg entzündet hatte, verbannt.

Nicht alle waren mit dieser milden Strafe eines boshaften Frevlers zufrieden. Die Gerechtigkeit und die Stimme des Volkes verlangte eine strengere Ahndung. Aber der höchste Adel, dem

Rimini durch mannigfaltige Verbindungen befreundet war, forderte Milde für ihn und die freiwillige Unterwerfung des Patriziers, der mit seiner Klugheit den rechten Augenblick nicht vorübergehen ließ, riethen, den Stimmen, welche sich zu seinen Gunsten erhoben, Folge zu leisten.

So entgieng der schlaue Römer den Nachstellungen seiner Feinde und Herr Hugh von Waldstatt, ein im ganzen Heer gut angesehener Mann, wurde zu seinem Wächter ausersehen.

Der Schloßherr wünschte nichts sehnlicher, als seinem Gefangenen den Aufenthalt auf dem Schlosse möglichst angenehm zu machen. Doch die traurigen Verhältnisse gestatteten es nicht. Auch hatte Rimini viel zu wenig Gefühl und Fähigkeit zur Theilnahme, als daß er sich dem engeren Kreise, der sich um das Krankenbette der Burgherrin zusammenzog, ohne Eckel hätte anschließen können. Ein kurzer Besuch täglich genügte ihm und er würde vielleicht auch diesen endlich unterlassen haben, wenn ihn nicht die gute Sitte und zugleich auch die Ausübung seiner ärztlichen Kunst dahin geführt hätte.

So wurde ihm der Aufenthalt auf Waldstatt zur Qual und er sehnte sich mit aller heißen Kraft seiner ungestümmen Seele nach Freiheit und nach der Rückkehr zu den üppigen Vergnügungen, die

in den lockeren Gesellschaften der großen Weltstadt zu finden waren.

Jetzt schlug für den verdorbenen Sohn der großen Roma eine Stunde und er erkannte den Augenblick, in dem es ihm gegönnt war, das Leben und Treiben auf der einsamen Ritterburg nach seinem Geschmack umzuformen und einen vorsichtigen Einfluß auf den Burgherrn auszuüben, der diesen zur Erfüllung seiner Wünsche geschickter machte.

Er schloß sich enger an den Ritter an. Unter dem Deckmantel einer erheuchelten Theilnahme und Freundschaft suchte er Herrn Hugh zu Zerstreuungen zu bereden und es gelang ihm bald, Bedenklichkeiten mancher Art, die in dem geraden und ernsten Gemüth des Ritters sich seinen Verlockungen entgegen stellten, zu überwinden und zu beseitigen. Die trügerischen Schlüsse und Sätze einer falschen und gleißnerischen Weltweisheit, die Rimini sich gänzlich zu eigen gemacht hatte, und durch welche ein rein scheinender Mantel über schlechte und sündhafte Gedanken und Werke gebreitet werden kann — denn welches Unrecht läßt sich nicht durch Worte beschönigen, ohne darum etwas anderes, als Sünde zu sein? — diese Grundsätze suchte er mit feiner Kunst Herrn Hugh genießbar zu machen. Zur Ehre des Ritters sei es gesagt, er widerstrebte lange und warf manchen künstlich gebauten Satz des Verfüh-

rers durch seine gerade und streng rechtliche Denkweise über den Haufen. Aber es gelang ihm nicht ganz, der Stimme der Verführung zu widerstehen und Herr Hugh beging jetzt Manches, bei dem sein guter Engel trauerte.

Wenn er aber auch menschlich fehlte — in Einem blieb er treu und unverbrüchlich fest; es war dieß die redliche Erfüllung seiner Vaterpflichten gegen seine Kinder. Ein günstiges Geschick gab ihm dazu die besten Mittel an die Hand.

Eines Tages hielt ein fahrender Schüler *) am Schloßthore. Herr Hugh, der gastfreundlich gegen jeden war, der an seine Thür klopfte, nahm den Fremden gerne auf, bewirthete ihn gut und pflegte ihn mehrere Tage lang auf das Beste. Anfangs war der Fremde etwas schüchtern. Seine stille und sanfte Gemüthsart ließ ihn die rechte Stellung zu dem ernsten und rauhen Hugh und dem spöttisch feinen und mit zerfleischendem Witz selbst das Edelste angreifenden Rimini nur schwer finden. Endlich aber gewann er das rechte Vertrauen zu sich selbst und nun entfaltete er bei aller Einfalt seines Gemüthes so reiches Wissen und eine so tüchtige und entschiedene Festigkeit des Sinnes und

*) Fahrende Schüler nannte man vor alter Zeit die Reisenden der Universitäten.

der geistigen Richtung, daß er sich die hohe Achtung des Schloßherren erwarb und daß selbst Riminis schärfste Pfeile an dem Panzer seiner Gottesfurcht und Herzensreinheit spurlos abprallten. Beschämt erkannte der stolze Römer, daß ihm dieser einfache und schlichte deutsche Jüngling hoch überlegen war. Er wagte es nie wieder, ihn zur Zielscheibe seines Spottes zu machen.

Einst war Benno, dem die Gelage der beiden Ritter nur sehr schlecht zu behagen schienen, frühzeitig zu Bette gegangen. Hugh saß bei dem Humpen mit seinem Gaste und schien in tiefes Nachdenken versunken. Endlich sprach er:

„Was denkt ihr, Sennor? Benno will uns morgen verlassen und ich habe mich fast schon mit dem Gedanken befreundet, ihn hier auf der Waldstatt zu behalten.“

„Zu welchem Ende?“ entgegnete der Römer neugierig, denn dieser Entschluß des Ritters vereinigte sich nur schlecht mit seinen Planen.

„Seht, Sennor, mein trautes Weib liegt drüben in der Kapelle, meine Kinder entbehren seitdem der nöthigen Aufsicht und ich bin vielleicht bald gezwungen, sie — wer weiß, wie lange — ganz zu verlassen. Benno wäre ein Geschenk des Himmels für die Waisen. Seine milde fromme Sinnesart könnte ihnen die Stelle der verstorbenen

Mutter ersetzen und das, was er weiß, würde er ihnen gewiß gerne lehren, wenn ich ihm das Anerbieten machte. Für seine Zukunft aber wollte ich redlich und dankbar sorgen. Ich bin der Erbherr von mehreren Pfarrdörfern und habe nicht unbedeutende Pfründen zu vergeben. Ich würde ihm also, wenn er einst sein Geschäft hier auf dem Schloß vollendet haben würde, ein nicht unfreundliches Loos anbieten können. Sagt mir offen, was denkt ihr von der Sache?"

Rimini schwieg; der Gedanke des Ritters lag ihm so nahe und durchkreuzte mehrere seiner Plane so sehr, daß er gewünscht hätte, Benno möchte nie auf der Waldstatt erschienen sein. Aber zugleich mußte er zugestehen, daß Hugh nicht besser für die Kinder sorgen könnte, als auf diese Weise. Er äußerte sich demnach beifällig über die Sache, und rieth dem Schloßherrn, keine Zeit zu versäumen, um sich in Beziehung auf diese Angelegenheit Gewißheit zu verschaffen.

„So laßt uns unverzüglich an's Werk gehen," rief Hugh, indem er sich erhob, um nach dem Wohngemach zu gehen, in welchem die Kinder mit den ihnen zur Aufsicht beigegebenen Dienstboten sich befanden.

Ein Knecht wurde abgesendet, um Benno in das Zimmer zu bringen. Bald erschien der Jüng-

ling, nicht wenig erstaunt so spät noch gerufen zu werden und die Kleinen, die sich schon mit dem sanften und liebreichen Schüler innig befreundet hatten, sprangen ihm voll herzlicher Zuneigung entgegen.

Hugh hatte ihm kaum ahnen lassen, zu welchem Zweck er ihn zu sprechen wünschte, so erklärte sich der Jüngling freudig erregt mit ganzer Seele für die Sache und versprach mit feurigen Worten alles zu thun, was Pflicht und Gewissen und die innigste Liebe für die Kleinen ihm in die Seele geben würde.

Hugh schüttelte ihm zufrieden die Hand und verhieß ihm mit ernstem Wort, daß er seines Dankes gewiß sein dürfte. Dann wurden Benno die Kinder übergeben zur Zucht, Aufsicht und Lehre und von diesem Augenblick an schien wieder ein heiterer Geist im Schlosse zu walten. Die Kleinen gewannen die frühere Fröhlichkeit wieder, sie schlossen sich innig an ihren Erzieher an und Herr Hugh war einer schweren Sorge, die seine Seele bedrückt hatte, ledig.

Die beiden Ritter waren an demselben Abend noch in das Herrengemach zurückgekehrt. Sie saßen jetzt wieder beim Becher und Rimini hielt den Augenblick für sehr günstig, um mit seinem längst entworfenen Plan den ersten Versuch zu machen.

Ehe wir das Spätere erzählen, was zwischen Herrn Hugh und seinem Gastfreund vorfiel, wollen wir noch einen Blick in Rimini's Seele thun und erforschen, aus welchem Grunde er so sehnlich wünschte, daß der Ritter von Waldstatt nicht bloß sein Aufseher, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes sein Freund und vielleicht noch mehr, als alles dieses, werden möchte.

Rimini war einer jener seltenen Menschen, welche, wenn sie einen Plan gefaßt haben, mit eiserner, durch kein Hinderniß zu besiegender Beharrlichkeit und Ausdauer an der Ausführung desselben arbeiten. Er hatte den Vorsatz gefaßt, eine Aenderung in der Sinnesart des Ritters zu veranlassen und wir haben schon gesagt, daß er dazu alle Ueberredungskunst und alle Geschicklichkeit aufbot, die ihm nur durch die hohe Bildung seines Geistes möglich war. Bald sah er jedoch ein, daß sich ihm bei Herrn Hugh Hindernisse entgegen stellten, wie er sie noch nirgend gefunden hatte. Der Ritter war ein ernster, streng rechtlicher Mann und es bedurfte der äußersten Vorsicht, ihm nichts von tiefer liegenden Planen merken zu lassen. Hätte der rein und männlich denkende Schloßherr auch nur von ferne geahndet, daß der Römer ihn mit einem Garne zu umstricken und zu sich hinab auf den Standpunkt gemeinsinnlicher Menschen zu ziehen

suchte, um seine Plane gelingen zu sehen — er würde Rimini mit unauslöschlicher Verachtung gestraft haben. Aber letzterer war viel zu schlau, als daß er sich selbst verrathen hätte. Als er bemerkte, daß es auf diese Weise nicht gehen und daß Herr Hugh nie von dem Pfade der Redlichkeit und Tugend weichen würde, änderte Rimini sein Verfahren und mit diesem seinen ganzen Plan. Dazu veranlaßten ihn Gründe, welche noch tiefer lagen und er gab manches auf, was ihm aus Gewohnheit lieb und werth geworden war.

Das Leben und Treiben auf Schloß Waldstatt hatte zwar seinen Beifall nicht, aber die Freiheit und Selbstständigkeit der Edelherren im Schweizerlande behagte ihm dafür um so besser. Gewöhnt an den Zwang, durch den die unruhige Bevölkerung der Weltstadt Rom im Zaume gehalten werden mußte, erschien ihm hier das Leben als ein freieres, besseres und des Menschen würdigeres. Roms Genüsse und Vergnügungen leuchteten ihm nach einer Abwesenheit von mehr als sechs Monden nicht mehr in dem rosigen Lichte, als unmittelbar nachher, nachdem er sie hatte verlassen und entbehren müssen und wie der Mensch unwillkührlich sich leicht und unschwer in alle Verhältnisse fügen lernt, so hatte auch Rimini sich nach und nach mit den Sitten und Gewohnheiten seiner nächsten Umgebung mehr

und mehr befreundet, je weniger er dieses auch selbst glaubte und zugeben mochte.

Er träumte jetzt von ausgedehnten Besitzungen, die er im schönen Schweizerlande erwerben wollte, von der zügellosesten Freiheit, mit der er hier schalten und walten konnte, vor der Achtung, die ihm hier seine unermeßlichen Reichthümer und seine gleißnerische Bildung verschaffen konnten und von der Leichtigkeit, sich alle nur erdenkliche Genüsse zu verschaffen, ohne zu bedenken, daß der Freiheitssinn der Gebirgsbewohner sich niemals unter das gehaßte Joch eines übermüthigen Ausländers beugen würde. Nichts schien ihm dazu nöthig, als Verbindungen, Verwandtschaft mit einem der geachtetsten Edelherrn dieses Landes und zu diesem Ende suchte er Herrn Hugh sich geneigt zu machen und für seine Plane zu gewinnen.

Rimini hatte eine Schwester und diese war Wittwe. Diese dachte und fühlte, wie er selbst und war ihm unbedingt ergeben. An sie hatte er eine schriftliche Nachricht durch einen treuen Boten gesendet, um sie für seine Plane zu gewinnen. Konnte er Herrn Hugh bewegen, ihn nach Rom zu begleiten, wenn die Zeit seiner Verbannung abgelaufen sein würde, dann war alles reif, dann hatte er gewonnen und es schien ihm ein Leichtes, zwischen dem Ritter und seiner Schwester eine Ver-

bindung zu Stande zu bringen. Dann war ja Herr Hugh ihm auf's nächste verwandt, dann war er befreundet mit den angesehensten Edelleuten des Schweizerlandes und dann wollte er sehen, was noch ferner gethan werden könnte.

Jetzt schien ihm der Augenblick günstig. Nach einigen Fragen stellte Rimini an den Ritter die Bitte, ihn nach Rom zu begleiten, sobald der Kaiser ihm die Rückkehr in die Vaterstadt erlaubt haben würde. Zugleich setzte er hinzu, daß er jetzt unbesorgt sein Haus verlassen könnte, da ja die Kinder unter der besten Aufsicht stünden und bemerkte verbindlich, daß er es für seine theuerste Pflicht halte, sich durch gastliche Bewirthung für all' das Ungemach, das er auf der Waldstatt durch seine lange Anwesenheit verursacht habe, dem Ritter, seinem geehrten Wirthe, dankbar zu erweisen.

Hugh überlegte lange und ernst. Der Vorschlag gefiel ihm und er beschloß, darauf einzugehen.

„Wohlan, Sennor," rief er mit kräftiger und ernster Stimme, indem er dem Römer die Hand bot, „ich reite mit Euch und will Euch so lange beschwerlich fallen, als Euch meine Gegenwart nicht lästig fällt und Ihr mich nicht in meine Berge zurückkehren heißet."

Rimini schlug freudig und voll froher Hoffnung in die dargebotene Hand des Ritters. Jeder von beiden ging gedankenvoll zur Ruhe und machte sich Plane für die gehoffte Reise.

Das Glück begünstigte Riminis Anschläge. Der Bote, der ihm die Verzeihung des Pabstes und die Erlaubniß zur Rückkehr in seine Vaterstadt brachte, war schon auf dem Wege.

Kaum war derselbe auf der Burg angelangt, so wurden alle Vorkehrungen zur Abreise getroffen. Noch lagen die Berge voll Schnee und der Donner der Lauinen schallte aus allen Thälern, als Hugh und Rimini wohlbehalten über den höchsten Gebirgsgrat des St. Gotthard ritten. Glücklich wurde endlich Rom erreicht und es schien, als ob, Herr Hugh dort gerne weilte, denn der Sommer verstrich wieder und es kam keine Nachricht von ihm auf der Burg Waldstatt an.

Fünftes Kapitel.

Der Lusttag. Die Fahrt auf dem See. Der Abend im Thälchen. Das Mährchen vom muthigen Dribikon.

Benno und seine theuren Zöglinge Kuno und Gertrude verlebten da freilich eine einsame Zeit auf der verwaiseten stillen Burg. Aber Benno verstand es wundersam, bei seinen Pfleglingen die Lust zum Lernen zu erwecken, die Freude am Unterricht zu erhöhen und immer frisch zu erhalten. So ging es denn vom Lernen zum Spiel, von diesem zur Erzählung und von Letzterer zu Schilderungen wunderbarer Naturgegenstände oder sehr ferner Orte der Erde, von denen Niemand in diesen stillen Bergthälern wußte und die der kluge und freundliche Benno alle dennoch gesehen hatte, denn er war als fahrender Schüler gar sehr weit in der Welt herum gekommen und hatte nicht nur seltsamliche Dinge, sondern auch Menschen in großer Anzahl kennen gelernt. Kuno und Gertrude wußten, die verstorbene Mutter und den Vater ausgenommen, in der Welt keinen Menschen, dem sie mit solcher Liebe angehangen hätten, als ihrem treuen Freund und Lehrer Benno und dieser gewann auch die Kinder um ihrer guten Eigenschaften willen täglich lieber und würde mit Freuden sein Leben für sie gelassen haben.

Der rauhe Winter hatte nun schon fünf Monate mit ungemein großer Strenge angehalten. Der März und die Mitte des Aprils brachten zwar warme Winde, Regen und einzelne sonnige Tage, aber zu einer recht lieblichen Frühlingsherrlichkeit wollte es noch immer nicht kommen. Endlich gegen das Ende des wetterwendischen Aprilmonats ging die liebe Sonne einmal recht freundlich auf, die Luft war windstill und kühl und lieblich. Der bunte Rasenteppig des Bodens kam auf einmal hervor und an den schwarzen, glänzenden Enden der Baumzweiglein sproßte und keimte und entfaltete sich ein neues, junges, zartes und frisches Leben. Die Sperlinge, Rothkehlchen, Meisen und andere frohe Vöglein zwitscherten voll rühriger Geschäftigkeit, als ob sie den spät erwachenden Menschen eine recht freundliche Nachricht zu bringen hätten; die schnellen Schwalben und der schwere langbeinige Storch waren wieder da und begrüßten mit traulichem Pfeifen und Geklapper das heimathliche Thal und aus allen Matten herab blinkte die grüne, frische und herzerquickende Farbe des erwachenden Lenzes.

Da stand der junge Herr Benno vor dem Bettlein seiner Pflegbefohlenen und sang:

Der Lenz ist da!
Heraus ihr Trägen!

Seht seinen Segen,
Auf allen Wegen.
Es grünen die Matten
Im Felsenschatten.
Und Vögelschall
Tönt überall!

Der Lenz ist da
Mit Blüthendüften
Aus Wintergrüften
Und milden Lüften.
Laßt ihn im Garten
Nicht länger warten!
Gesegnet sei,
O holder Mai!

Die Kinder waren aufgesprungen; sie eilten rasch, sich anzukleiden, das Frühstück wurde eingenommen und nun ging es hinaus aus dem Schlosse, hinab an dem See, wo schon ein ganz kleiner Kahn angebunden war, in den Herr Benno die Kinder steigen hieß. Vertrauensvoll überließen sich die Kleinen seiner Führung. Ein Fischer stand dabei und sah sie abfahren. „Wie, junger Herr," rief er Benno nach, „werdet ihr stark und geschickt genug sein, das Fahrzeug zu regieren, wenn ein Wetter losgeht, und der See wild wird."

„Gott ist mit uns," schallte es herüber, was kann uns da schaden?" Und so ging das feine Schiffchen reißend schnell hinüber in die hohe

Fluth. Bald erschien es dem erstaunt nachsehenden Fahrmann nur wie ein kleiner Punkt und ehe er sich wieder darnach umsah, war es in der Ferne hinter einem hervorstarrenden Felsenriff verschwunden.

„Gott steh mir bei," sprach der erstaunte Fährmann, „hab' ich doch all mein Lebtage so was noch nicht gesehen! Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Wie wär es dem jungen Menschen möglich, es dem alten Kurt zuvor zu thun, der seit vierzig Jahren sein Ruder führt und in solcher Schnelligkeit doch nimmer zur gefährlichen Wetterecke kommen könnte. Und dann fährt dieser vorwitzige Fant gerade auf jene wilde Stelle los, die wir alle meiden, und hat doch eine so theure Last auf dem zerbrechlichen Schifflein!"

Brummend schüttelte der ehrliche Alte sein morsches Netz und fuhr fort, es in der klaren Fluth zu waschen.

Benno aber war mit seinen Kleinen drüben im weiten See. Die blauen Wellen rauschten sanft, die Fische hüpften und zogen in großen Schaaren über die Massen der Gewässer. Tausend Vögel strichen durch die Luft und von allen Bergen sendete der Lenz seine würzigen Düfte herab auf die wallende Wasserfläche.

„Ach! Herr Benno, was könnt Ihr aber schnell und schön fahren!“ rief Kuno voll Lust und Freude. „So kanns kein Mensch, wie Ihr.“

„Meinest du, Kind?“ fragte Benno freundlich.

„Oft sind wir schon vom alten Kurt gefahren worden,“ sagte Gertrude, „aber bei dem gehts langsam und er fährt uns nie hieher, sondern bleibt immer in der Nähe des Ufers.“

„Ja der Kurt, das ist auch schon ein gar alter, besorglicher Mann,“ entgegnete Kuno.

„Das ist gerade nichts Tadelnswerthes, seine Sorglosigkeit, Kinder,“ erwiederte Benno, „denn der See ist wild, wenn er tobt, und besonders hier ist eine gefährliche Stelle.“

Die beiden Kinder sahen sich ängstlich um. Der See ist hier breit und die Ufer werden von hohen Felsenmauern gebildet, welche gleich riesigen Wänden viele hundert Fuß hoch in die Gewässer absenken. Unten braußen die Wellen fast wie Meeresbrandung und steil und jäh, als wollten sie überstürzen, schauen die Gipfel der Gletscher herein auf die hochwogende Wasserfläche. Blaugrün rollt sie ihre Wellen; die Seerosen und der Lotos schwanken auf ihrem breiten Rücken und der Blick des Menschen dringt schaudernd durch die hellen

Fluthen hinab in eine geheimnißvolle unergründliche Tiefe.

„Seid ohne Furcht, Ihr theuern Kinder;" sprach Benno, als er die Angst der Kleinen bemerkte. Ich bin bei Euch und Gott wacht schützend über uns. Bald werden wir zur Stelle sein und wohlbehalten ans Land treten. Ich kenne die Witterung; sie ist heute günstig zur Fahrt, die Luft bleibt still und kein Sturm wird unsere Freude stören."

Jetzt griff er wieder zum Ruder. Der See erweiterte sich noch mehr und nun kamen sie an eine Stelle, wo man fast in alle Thäler einen Blick hat. Nach Küßnacht, nach Luzern, nach dem Rigi, Sarnen; nach der Kette der Jungfrau, des Finsterarhorn und Schreckhorn, in mehr als zehn Thäler und unzählige Klüfte und Schluchten und Gletscher, Matten, Firnen, Schneegebirge — überall hin schweifte der Blick mit grenzenloser Freiheit und überall stellte sich ein neues Panorama von seltsamen oder großartigen Felsenmassen, von hehren reinen Schneelagern und blauen zackigen Gletschern, von dunkeln Waldungen oder vom sehr zarten ersten Grün des jungen Lenzes dar. All diese Herrlichkeiten spiegelte aber im umgekehrten Bilde der ruhige See wieder ab und das blaue Himmelsgewölbe malte seine Fläche mit einer

wohlthuenden Lasurfarbe. Die Strahlen des Lichts tauchten in die reinen Gewässer und die würzige Gebirgsluft stimmte das Gemüth zu einer frommen Heiterkeit.

„Ach!“ rief Gertrude, „hier ist es gar lieblich und schön!“

„Ja, schön, mein Kind, schön ist diese Frühlingswelt und wir können Gott nicht genug preißen, der alle Tage ein so kostbares Gemälde für uns aufrollt;“ erwiederte Benno, indem er die Ruder sinken ließ und fromm die Hände faltete.

„Seht, wie dort der Schneeberg, weit in der Ferne über die andern sein Haupt erhebt, wie eine silberne Pyramide, von ähnlichen Spitzen umgeben;“ rief Kuno.

„Das ist die Jungfrau,“ sprach Benno, „ja das ist ein hohes steiles Gebirg. Kein Mensch, nicht einmal die leichte Gemse oder der kühne Steinbock kann seine Spitze erklettern. Darum wird es aber auch Jungfrau geheißen, weil noch kein Fuß seine jähe Firn erklommen hat.“

Da müßte man weit sehen können, wer da hinauf stiege!“ sprach Gertrude sinnend.

„Das ist nicht leicht, mein Kind, nicht so leicht wenigstens, als du es dir vorstellst. Ich bin einmal auf einer solchen Alpe gewesen und will Euch erzählen, was ich da gesehen habe.“

Die Kinder horchten aufmerksam und Benno begann:

„Vom grünen, frisch bewässerten Thal stieg ich aufwärts. Der Berg war hier schon steil, aber doch war da noch herrlicher Feldbau. Getreideäcker, Gemüsebau und die Häuser der Landleute wechselten stundenlang mit einander ab. Durch grüne Hecken lief der Weg und die rieselnden Brünnlein, die duftenden Wiesenblumen, der fette üppig grünende Boden, — alles das machte die Wanderung sehr lieblich. Auch ist es hier nicht ermüdend, bergan zu steigen, denn es nimmt die Höhe sehr allmählich zu und man glaubt oft, über flaches Land hinwegzuschreiten, bis plötzlich wieder eine etwas jähere Stelle und der weite Blick über das tiefer liegende Thal uns erkennen läßt, daß wir immer höher und allmählich hinansteigen.

So wandert man etwa zwei Stunden gemächlich fort; da hören die Felder auf, denn jetzt drängt sich das harte Gestein an die Oberfläche und auf seinen starren Rippen laufen wie ein Netz, gleich rauhäutigen Schlangen, die gewaltigen Wurzeln weißrindiger dicker Buchen, der starren Eichen und der finstern Fichten, Tannen und Lerchenbäume hin. Ihre mächtigen Stämme umgeben uns plötzlich. Gleich Säulen ragen sie zum Himmel auf, schlank, frei und schön, hoch in der

Luft rauschten die grünen Wipfel im milden Winde. Da vernehmen wir jetzt das fröhliche Singen der lieben Vögelein, das Klopfen des rothköpfigen Spechtes, das süße Lied der Drossel und an den finstersten dichtesten Stellen schreit der Hirsch und das zarte Reh; oder das starke Wildschwein wühlt schnaubend den steinigen Boden um. Steil gehen die Wände des Berges empor und der schmale Pfad windet sich im Zickzack an ihnen durch die grüne Waldeinsamkeit hinauf. Hier gilt es kräftige Füße und eine starke gesunde Brust, denn mühsam und beschwerlich ist das Steigen und oft muß man sich mit Händen und Füßen helfen, um weiter zu kommen. Da sind finstere Schluchten, wo die Wasser braußen und wie mit Wachs angeklebt, starrt die schlanke Fichte oder blühendes Gestrüpp von der nackten Felswand zu uns herauf, wenn wir schaudernd in die Wildniß hinab sehen. In den Ritzen der Felsen hockt geblendet vom Tageslicht die große Ohreule und an dem Gewurzel hängt mit scharfer Kralle larvenähnlich die häßliche Fledermaus.

Nachdem wir mühsam die beschwerliche Waldregion überwunden haben, gelangen wir plötzlich auf eine freie, luftige Höhe. Hier ist es frisch und kühl und das Holz kommt nicht mehr fort. Die Bäume wollen noch wachsen, aber sie können

nimmer in die Höhe kommen. Ein paar Fuß hoch werden die Stämme, dann beugen sie sich wieder zur Erde und winden sich demüthig am feuchten Boden hin. Man nennt diese krummen Fichten, Tannen und Lerchen deshalb auch Krummholz. Dennoch ist dieser kräftige Gebirgsboden nicht kahl, sondern bietet einen wunderlieblichen Anblick dar. Frisches Gras und herrliche Blumen, die man im Thal nicht findet und auch sonst nirgends in der ganzen Welt, als allein auf den schönen Alpen, bedecken weit und breit den schmaleren Rücken des Berges und zwischen ihren nickenden Häuptlein rinnt die klare Quelle eilig und geschwätzig hinab in die dunkle Waldnacht. Hier beginnt erst recht das frohe und fröhliche Bergleben. Tausend große, kräftige Kühe gehen hier frei und blöckend herum und nähren sich von den saftvollen gesunden Alpenpflanzen. Hier liegen sie in Gruppen beisammen; der gewaltige, edle Stier steht dabei auf einer Anhöhe und schaut uns mit dem hellen, muthigen Auge an und an der mütterlichen Kuh trinkt das blöckende Kalb. Dort springen die muthigen Rinder lustig und peitschen mit dem buschigten Schwanz die reine Gebirgsluft. Auf einem Felsenstück sitzt der fröhliche Hirt und bläst sein Alpenhorn und der liebliche Klang wird vom hellen Echo tausendfach verstärkt hinab ins Thal oder hinauf zu den

schneeigen Hörnern getragen. Das ist die Alpe und hier ist es gar frei und wonnig. Dort meine Kinder, ach! dort ist es so schön. Die gewürzhafte Luft erfrischt, stärkt und das Herz erweitert sich beim Anblick in das große Gemälde der freien, herrlichen Gebirgslandschaft.

„Dürften wir doch einmal hinauf auf eine solche Alpe!" rief Kuno sehnend, indem er zu den fernen Höhen hinüber sah. „Ich möchte einmal die Heerde sehen und die Hirten ihren Kuhreigen blasen hören."

„Ach, ja," rief Gertrude, „das muß gar schön lauten, so hoch droben in der reinen Luft auf den großen Bergen."

„Das klingt freilich lieblich und schön," sprach Benno, „und die Hirten sind auch recht froh und glücklich dabei. Darum sagt man auch, daß sie sterben, wenn sie in fremde Länder kommen, vor Sehnsucht nach ihrer schönen Heimath. Doch ich will jetzt meine Schilderung beendigen."

„Das Gras und die Kräuter bedecken meilenweite Strecken und reichen bis dahin, wo der nackte Fels zackig und schroff in die blaue kalte Himmelsluft hinaufstarrt. Steil, zerrissen und ungangbar ist diese Gegend des Gebirgs. Das Gestein ist kahl, von aller Erde und den meisten Gewächsen entblößt. Hier wird das Bergsteigen schwer und

gefährlich. Nur an einzelnen Stellen kann man mühsam emporkommen. Man muß da einen langen starken mit Eisen beschlagenen Stock haben und sehr feste Schuhe, sonst geht es nicht gut.“

„Wenn man so noch etwa tausend Fuß höher geklettert ist, so fühlt man, daß die Luft kalt und rauh wird. Man steigt dem Winter entgegen, denn ehe man sichs versieht, kommt man an nasses Erdreich, das mit Eisstückchen vermischt ist und plötzlich steht man vor einer ungeheuern Masse bläulich schimmernden Eises, das dem weiteren Steigen einen fast unbesieglichen Damm entgegenstellt. Diese großen Eismassen nennt man Gletscher.“

„Doch ich ließ mich auch durch dieses gefährliche Hinderniß von meinem einmal gefaßten Vorsatz, die höchste Kuppe des Berges zu erklimmen, nicht abhalten. Ein Gemsenjäger, den ich bei mir hatte, und der hier Bescheid wußte, ließ sich bewegen, mit mir noch weiter zu steigen. So unternahmen wir denn in Gottes Namen das Wagestück und klommen mit Händen und Füßen hinauf über das weiße Eisfeld. Es ging nicht jäh, aber der Pfad war glatt und Risse und Spalten, die haushoch hinab in das Eis klafften, drohten uns Tod und Verderben. Oft mußten wir vorsichtig an ihrem Rand hingehen, wenn sie zu breit waren;

öfter auch half nur ein gefährlicher Sprung. Bald bedeckte das Eisfeld der reinste, weißeste Schnee und nun ward unsere Wanderung noch bedenklicher. Der körnige Schnee verbarg die Risse und Spalten des Eises und wir mußten bei jedem Schritt erst durch Stoßen mit unsern Stöcken den Boden untersuchen, ob er uns auch tragen könnte. So kamen wir endlich glücklich hinauf auf die Spitze des Berges und eine unabsehbar weite Aussicht lag nach allen Seiten vor meinem Blick. Ueberall starrten Berge und Firnen und beschneiete Felsenkuppen aus den Thälern. Tief unter uns rollten die Wolken, Blitze zuckten herauf, denn in der Tiefe war ein Gewitter und der Donner schlug krachend an die harten Wände der Felsen und Schnee- und Eismassen.

„Das Gewitter unter Euren Füßen?" rief Gertrude voll Erstaunen.

„Viele tausend Fuß unter uns, mein Kind. Ja das ist ein wunderbarer Anblick, wenn man unter seinen Füßen blitzen und regnen sieht und tief im Thale den Donner rollen hört, während oben alles heiter und still ist."

„Wie kamt ihr aber herab, Benno?" fragte Kuno neugierig.

„Mühsamer und gefährlicher, als hinauf, mein Sohn! Einmal hing mein Leben an einem Haare.

Der Weg führte am Rande eines beeiseten Felsen hin. Ich konnte hinabsehen in eine düstere schauerliche Schlucht, die viele tausend Fuß tief war. Fichten, Tannen und Gestrüpp hingen schwindelnd an den jähen Felsen und ich dachte mit Schaudern an die Möglichkeit, in diese entsetzliche Tiefe hinabzustürzen. Da glitten mir zugleich beide Füße aus, ich stürzte und ....

„O Gott, mein guter Benno! ...“ riefen beide Kinder erbleichend.

„Erschreckt nicht,“ erwiederte dieser lächelnd, „ich bin hier, bei Euch, der Gefahr glücklich entronnen. Ich stürzte einige Fuß tief hinab, ergriff jedoch besonnen ein vorspringendes Eisstück und Gott stand mir bei, daß ich mich daran festhalten konnte, sonst würde es um mich geschehen gewesen sein. Mein Gefährte, stärker und geübter im Klettern, als ich, half mir wieder auf und ich gelangte glücklich bis zur Matte herab, wo wir in einer Sennhütte die Nacht zubrachten.“

„Gelobt sei Gott!“ rief Gertrude hochathmend vor Freude. „Ist mir doch ganz bange geworden. Nicht wahr, Ihr steigt nicht mehr hinauf in die gefährlichen Eisberge?“

„Nein, mein Kind, jetzt nicht mehr, denn man soll Gott nicht versuchen, und ein solches Wage-

stück unternehmen, heißt beinahe nichts Anderes thun!" entgegnete Benno ernst.

„Ich möchte es doch einmal wagen, einen solchen Berg zu erklimmen;" rief Kuno der bisher still zugehört hatte, „es muß gar schön sein, von dort in die weite Welt hineinsehen zu können. Wie weit muß man da zu schauen vermögen!"

„Weit und doch wieder nicht weit," sprach Benno. „Du siehst um dich ein großes Bergland und schaust weit hin in die Ebenen und dennoch ist alles das nur ein ganz kleines Pünktchen der großen weiten Welt."

„So gibt es also Länder, wo keine Berge sind?" fragte Gertrude.

„Wenn man von hier nordwärts hinabsteigt, mehr als hundert Stunden weit, da kommt man endlich in Gegenden, wo alles flach und eben ist. Da sieht man keine Berge, sondern überall nur Getreide und andere Fruchtfelder. Da steht Dorf an Dorf und dazwischen sind große, reiche und herrliche Städte an langsam rollenden Strömen, die sich nicht sehr ferne davon in das Meer ergießen."

„Da muß es aber auch recht schön und heiter sein! „rief Kuno.

„Ja, dort ist es schön und lebendig. Die Menschen leben da dicht und nahe beisammen. viel mehr auf einem Punkte, als hier in unsern Ber-

gen. Doch ist es auch in anderer Hinsicht wieder bei uns schöner, als dort und ich mag doch lieber hier sein in unserer herrlichen Schweiz, als in jenem fremden, weiten Lande."

„Gibt es dort auch so schöne und große Seeen, als bei uns?" fragte Gertrude, deren Neugierde durch Benno's Schilderungen nicht wenig erregt war.

„Seeen trifft man selten an, sondern nur recht viele Teiche, welche alljährlich abgelassen werden, damit man die darin enthaltenen Fische fangen kann. Wohl aber gibt es dort mächtige Ströme, auf denen die größesten und schwerbeladensten Lastschiffe gehen."

„Habt ihr nichts vom großen Elbestrom gehört?" fragte Benno die Kinder.

„Niemals," entgegnete Gertrude.

„Das ist einer der allergrößesten und herrlichsten Ströme im großen deutschen Reiche, fast so groß, als wie der Rhein, der auch aus unsern Bergen kommt. Die Elbe entspringt nicht hier, sondern in einem gegen Aufgang der Sonne gelegenen Lande, welches Böheim (Böhmen) genannt wird. Von dort läuft sie gerade nach Mitternacht, durch lauter flaches, ebenes Land, nimmt viele hundert Bächlein und Flüsse auf und wird immer größer, breiter und tiefer. Ehe sie aber ins Meer kommt,

liegt an ihrem rechten Ufer noch eine sehr große und reiche Stadt, Hamburg genannt. Da ist der Strom mit Schiffen besäet, welche auf seinen Wellen hin- und herfahren und seine Breite ist so groß, daß man kaum von einem Ufer zum andern sehen kann. Noch etwa zehn Stunden weit läuft er durchs flache niedere Land. Wenn man sich in Hamburg aufs Schiff setzt und die breite Elbe hinabfährt, so bekommt man mancherlei seltsame und merkwürdige Dinge zu sehen. Dort ist nämlich das Land so niedrig, daß die Menschen große, kostspielige Dämme aufführen und mit schweren Kosten unterhalten müssen, wenn sie nicht der Gefahr ausgesetzt sein wollen, in den steigenden Fluthen des Stromes und eines noch viel größeren und gefährlicheren Wasser umzukommen. Da sieht man also auf beiden Ufern nur die haushohen Dämme und hie und da schaut der Wipfel eines sehr hohen Baumes oder die Spitze eines Kirchthurms über den Damm. Am Wasser sind traurige Weiden angepflanzt und dieses alles macht die Gegend öde und unfreundlich. Mühlen können die Menschen am Strome nicht anlegen und deshalb errichteten sie auf den Dämmen Windmühlen, die da zu Dutzenden auf einem Platze bei einander stehen.“

„Wenn man nun noch weiter hinab kommt,

so wird der Strom unabsehbar breit und ehe man es sich versieht, ist alles Land verschwunden. Da schwimmt nun das Schiff einsam auf einem ungeheueren Gewässer. Die schmutzig braune Farbe des Stromes verliert sich und bald werden die Wellen rein und zeigen eine schöne, blaugrüne Farbe. Auch merkt man an ihrer Höhe und Größe, daß man jetzt auf keinem Strom mehr ist, denn sie werfen das Schiff hinauf und hinab wie einen Federball und braußen, daß man sein eigenes Wort kaum versteht. Mit dem Senkblei erreicht oder findet man keinen Grund, wenn man es nicht viele hundert Fuß lange ablaufen läßt. Ringsum sieht man nichts als Wasser. Rauschend kommt eine Wassermasse nach der andern heran und schießt schäumend am Schiff vorüber. Die Wolken jagen über den Himmel hin und unbekannte Vögel fliegen mit häßlichem Geschrei durch die Luft. Das Aussehen dieser unabsehbaren Wassermassen hat etwas Großartiges, Düsteres und Furchtbares. Man erschrickt davor und erstaunt zugleich, obwohl man nichts, als Himmel und wieder nur Wasser sieht. Das ist das Meer."

„Das Meer!" riefen die Kleinen erstaunt, indem sie über den See hinsahen, wie um ein Maaß zu haben, das ihnen die Größe und das

Aussehen des unbekannten Gegenstandes einigermassen verdeutlichen könnte.

„Sieht man denn gar nirgends ein Land auf dem Meer, gar keine Insel, gar keinen Felsen?“ fragte der kleine Kuno.

„Nein, davon sieht man nichts mehr, wenn man sich dem Ufer nicht wieder nähert.“

„Das muß aber einsam und schauerlich sein, so gar nichts zu sehen, als nur Himmel und Wasser;“ rief Gertrude ängstlich.

„Ja, das ist wirklich der Fall. Das Meer ist einsam und groß und schauerlich. Aber es ist zugleich ein Bild der Größe und Unendlichkeit Gottes,“ rief Benno. „Dabei müßt ihr denken, daß man viele Tage, ja Monate lang auf dem Meere fahren kann, bis man wieder an ein Land kommt. Es gibt in Hamburg Seeleute, die bis in das Morgenland fahren. Diese kommen oft erst nach vielen Jahren wieder heim und sehen und erleben auf ihrer Reise merkwürdige und gefährliche Dinge und Abentheuer.“

„Das Morgenland?“ rief Gertrude. „Ist das so weit von uns weg?“

„Bis dahin ist es freilich weit, mein Kind,“ entgegnete Benno. „Morgenland werden die Gegenden genannt, wo einst Jesus Christus lebte. Das heilige Land gehört nämlich auch dazu. Man

muß gegen Aufgang der Sonne reisen, wenn man dahin kommen will. Da kann man zweierlei Wege machen. Einer geht von uns aus nach Welschland hinein. Da kommt man dann an das Meer, und fährt über dasselbe nach Griechenland, Kleinasien, Palästina oder Aegypten. Ein anderer Weg geht vom deutschen Meer aus um ganz Europa herum auf dem Meere dahin. Diesen Weg müssen alle diejenigen machen, die an der Nordsee wohnen, weil die Reise zu Lande theurer und länger ist, als die zu Wasser und weil sie am Ende doch noch zu Schiffe gehen müssen. Doch ich sehe, daß wir jetzt unsere Wasserfahrt beendigen können —" schloß Benno, indem er die Ruder zur Hand nahm; „ein andermal will ich Euch mehr von diesen Dingen erzählen."

Das Schifflein flog jetzt wieder über das rauschende Seegewässer hin. Bald sahen die Kinder zwei Felsen, zwischen denen ein enger Canal von blauem Wasser sichtbar wurde. Geschickt lenkte Benno das kleine Fahrzeug in diese schmale Spalte und schob dann mit den Händen vorwärts. Bald ging es um eine scharfe Felsenecke und plötzlich zeigte sich eine schöne, grüne, von hohen Felsen eingefaßte Wiese, auf der ein Häuschen stand. Einige Schäfchen weideten auf dem frischen Rasen; eine klare Quelle rieselte durch das Grün in den See

und vor dem Häuschen stand ein gedeckter Tisch, nebst drei Stühlen.

Die Kinder staunten. Hier war alles so schön, so traulich und sie hatten doch noch nie etwas von diesem Plätzchen gehört.

„Wundert Euch nicht, ihr Lieben,“ sprach Benno. „Dieses Plätzchen gehört recht guten Freunden von mir, die schon von unserer Ankunft in Kenntniß gesetzt waren. Hier dürft ihr spielen und vergnügt sein. Die Lämmer gehören Euch und ihr dürft sie weiden und treiben, wohin ihr wollt. Dort in der Hütte werden auch einige Leckerbissen zu finden sein und allerlei hübsches Spielzeug, wenn ich nicht irre. Also freut euch und seid fröhlich und heiter, denn dieser Tag ist zu einem Lusttag bestimmt und es sollen ihm ähnliche von Zeit zu Zeit öfter wiederkehren, wenn ihr zu Hause fleißig und brav seid und gute fromme Kinder bleibet.“

Die Kinder wußten Anfangs nicht, wie ihnen geschah. Dann aber sprangen sie fröhlich zu den kleinen weißen Schäfchen, die gar nicht scheu thaten und liebkoseten den schönen sanften Thieren, ließen sich Brodkrummen von ihnen aus der Hand fressen und ergötzten sich voll unschuldiger Heiterkeit an den Lämmern. Dann hüpften sie wieder in die Hütte, wo sie manche wunderbar bemalte

Bilder- und Heiligenbücher fanden und allerlei schönes Spielgeräthe, wie sie es nie gesehen hatten. Oder sie gingen an die Quelle, welche kleine Räder trieb, welche Mühl- und Hammerwerke in Bewegung setzten. Benno sah ihrem frohen Spiel vergnüglich und still zu, plauderte mit ihnen, erklärte ihnen, was sie nicht wußten, lehrte sie mit dem Spielzeug umgehen, gab ihnen dabei manchen Leckerbissen und wußte immer etwas Neues anzugeben, das ihnen Unterhaltung oder Vergnügen bereiten konnte. So verfloß ihnen fast der ganze Tag im schönsten Genuß des reinsten Vergnügens und in unschuldiger Heiterkeit. Gegen Untergang der Sonne endlich verließ Benno mit ihnen das heitere Thälchen und ruderte sein Schiffchen mit der ihm anvertrauten theuren Last wieder hinaus in den freien vierwaldstädter See.

Die Kinder waren müde und hätten gerne noch ein schönes Geschichtchen gehört. Kuno bat deshalb Benno und dieser entgegnete:

„Nun wohl, ich will Euch noch ein recht lustiges und kurzweiliges Mährchen erzählen, Abentheuer, die einstens ein muthiger Schweizerknabe erlebt haben soll.“

Hierauf that er noch einige Züge mit den Rudern, daß das Schifflein in recht raschen Flug kam und als dies dann recht anmuthig über die

vom Glanze des Abendhimmels röthlich gefärbten Wellen hinflog, begann er:

„In einem Dörfchen im Berner Unterland lebte vor nicht gar langer Zeit ein Bauer, der hieß Andreas Dribikon. Dieser Andreas war ein ehrlicher Landmann und hatte drei Söhne, die hießen, Hans, Werni und Wilm. Wilm, der jüngste unter seinen drei Brüdern war für einen schalkhaften, witzigen, dreisten und herzhaften Knaben bekannt und bei allen Leuten im Dorfe beliebt und gern gesehen. Nicht gar lange, nachdem er zum erstenmal gebeichtet hatte, trug sich aber mit ihm ein seltsamer Vorfall zu. Ohne sein Verschulden richtete er ein großes Unglück an und mußte deshalb die Heimath fliehen. Es saßen nämlich eines Abends nach ihrer Gewohnheit die Knaben im Dorfe bei einander und plauderten mancherlei. Einer davon erzählte endlich eine schauerliche Geschichte, so daß den andern vor Entsetzen das Haar zu Berge stand und die Zähne klapperten. Deß lachte der Wilm, nannte die andern sammt und sonders Hasenfüße, verspottete sie, daß sie sich durch ein albernes Mährchen also in's Bockshorn jagen ließen und ging davon. Darob erzürnten sich einige; andere sahen schief darein, wieder andere dumm und einer davon sagte: „Wartet, dem Wilm will ich einheitzen;

der soll so in die Angst gerathen, daß er sich in's Mäuselöchlein verkriecht."

Die andern warnten ihn und riethen ihm davon ab, weil doch bei solchen Scherzen nichts herauskomme und überdies sei der Wilm Dribikon ein furchtloser muthiger Bursch, der vor nichts ausreiße, sondern sich auf seine gesunden Sinne und Fäuste verlasse und darauf loszugehen gewohnt wäre.

Darüber lachte aber der Andere und rief, daß er dem Wilm geschworen habe, er werde ihm eins anthun, es möge gehen wie es wolle.

Hernach gingen die jungen Leute auseinander und es war lange von dem Streich, den man gegen Wilm ausführen wollte, nimmer die Rede.

So kam der Spätherbst heran und mit ihm der Allerseelentag, diesen hatte sich der Bursch, der unsern Wilm foppen wollte, zu seinem Vorhaben ausersehen.

Am Abend sendete der Küster im Dorfe zu Wilm und ließ ihm sagen, ob er nicht in der Nacht auf den Thurm steigen und das Glöcklein zum Gebete läuten wolle. Das Seil sei gerissen, und er wäre ein alter gebrechlicher Mann, dem in der Dunkelheit auf der jähen engen Treppe im Thurm etwas zustoßen könne. Ein Licht dürfe man nicht mitnehmen, der Feuersgefahr wegen und alle diejenigen, welche er aufgefordert hätte, ihm

den Dienst zu erweisen, hätten sich geweigert, um des unheimlichen Ortes und anderer Gründen willen.

„Laßt die vielen Worte,“ sprach Wilm zu des Küsters Magd, ich thu's gern und fürcht' mich nicht. Sagt nur an bei mir, wann ich auf den Thurm steigen soll und haltet die Kirchenthür offen, bis ich wieder herab komme.“

Das versprach ihm die Magd und ging heim, um ihrem Herrn die Nachricht zu bringen.

Der Küster war ein alter Mann und wußte gar nichts von dem Streich, der heute vollführt werden sollte. Der Bursche, der es mit Wilm heute versuchen wollte, hatte das Seil von der Glocke losgeknüpft und dann mit des Küsters Magd Abrede getroffen, daß sie ihm bei seinem Vorhaben Vorschub leisten sollte. Also stieg er noch vor Einbruch der Dunkelheit hinauf auf den Thurm, nahm ein weißes Leintuch mit, stellte sich an das Schallfenster und wartete, bis Wilm kam. Es ward bald hernach ganz finster und endlich hörte er einen Menschen rasch die hohen Treppen heraufkommen. Der da heraufstieg, trillerte ein Liedchen und der Bursch erkannte ihn sogleich an der Stimme; es war Wilm Dribikon. „Ha,“ dachte er bei sich, jetzt will ich dir zu schaffen machen, Wilm. Heut ist der Hasenfuß an dir; wie wollen wir dich morgen auslachen!“

Der rüstige Dribikon stieg hinauf, ergriff den kurzen Strang, läutete das Glöcklein und betete laut seinen englischen Gruß und sein Pater Noster. Als er meinte, daß es genug sei, ließ er den Strang fahren, tappte in der Finsterniß nach der Treppe und stieg herunter. Kaum hatte er aber einige Schritte gethan, als plötzlich eine weiße Gestalt im Schallloch erschien und ihm das Herabsteigen verwehren wollte.

Wilm blieb stehen und es wurde ihm ängstlich zu Muthe. Da er aber ein gescheiter und muthiger Bursch war, so überwand er seine Scheu und rief lachend:

„Wenn du deiner Mutter Bettlacken zu nichts Besserm anwenden kannst, als Wilm Dribikon in Furcht zu setzen, so bist du ein recht fader, abgeschmackter Tropf!"

Das Gespenst ließ sich jedoch nicht irre machen, sondern drohte mit dem weißbehangenen Arm gegen ihm.

Jetzt wurde Wilm heiß ums Herz. Er änderte die Stimme und rief dumpf und drohend: „Nimm dich in acht und geh' mir aus dem Wege. Hier ist der Ort nicht zu solchen Späßen und Thorheiten und ich bin auch der Bursch nicht, der sich von dir ins Bockshorn jagen läßt."

Das Gespenst wich nicht zur Seite.

„Weich aus, Tölpel, oder es wird nicht gut,“ rief Wilm, der jetzt zornig wurde, indem er herzhaft herabstieg.

Aber der Thor glaubte, seinen Gegner dennoch mit Entsetzen erfüllen zu können und fing jetzt an, in recht jämmerlicher und schauerlicher Weise zu heulen und zu ächzen. Wilm stieg herab, bis er ihm gegenüber stand und suchte, auf der engen Treppe an ihm vorbei zu kommen. Da das der Andere nicht leiden wollte, so wurden sie handgemein und als Wilm spürte, daß er einen Gegner habe von Fleisch und Bein, wie er selbst, ergriff er ihn fest bei der Brust, im Nu stürzte das Gespenst kopfüber die hohe und enge Treppe herab und blieb unten ächzend und stöhnend liegen.

Jetzt wars aber ernst mit dem Jammern, denn der thörichte Bursche hatte ein Bein gebrochen, und war von dem harten Sturz an mehreren Stellen seines Leibes so schwer verletzt und verwundet, daß er sein Lebtage ein Krüppel blieb und nimmer wieder hergestellt werden konnte.

Wilm aber bekümmerte sich dergestalt über den Unfall, den er unverschuldet angerichtet hatte, daß er nach einiger Zeit Abschied von seinen Aeltern nahm, außer Landes ging und ein Gelübde that: er wolle nimmer heimkehren und den Anblick des durch ihn so unglücklich gemachten Jugendfreundes

ertragen, bis er das „Fürchten“ gelernt haben würde.

„Das ist ein seltsamer Einfall,“ rief Gertrude lachend; „ich habe wohl gehört, daß man muthig sein lernen müsse, aber daß Einer das Fürchten lernen wolle, hätte ich nie geglaubt.“

„Freilich, du könntest ihm den besten Unterricht ertheilen, was das Furchtsam sein betrifft,“ sprach Benno heiter zu Gertrude. Diese erröthete und schämte sich, weil sie fühlte, daß Benno recht hatte. Dann sprach dieser:

„Hört nun Wilm's fernere Schicksale. Er verließ also seiner Aeltern Haus und wanderte fort in ein fremdes Land. Als er eines Tages so allein auf der Landstrasse dahin schritt und dachte an seine Heimath, wurde es ihm so sehnsüchtig und er bekam ein solches Heimweh, daß er die Thränen nicht zurückhalten konnte. Neben ihm ging ein Fuhrmann bei seinem Geschirr, und als er den jungen kräftigen Burschen weinen und sich so kläglich gebehrden sah, ärgerte er sich darüber und fing an, ihn darob zu schelten und auszuzanken. Da vertheidigte sich Wilm, so gut er konnte und erzählte ihm seine Schicksale. Als das der Fuhrmann hörte, lachte er uud sagte: „Komm du mit mir, ich will dich an einen Ort führen, da sollst du das Graußen lernen, oder ich will nimmer Hans heißen!“

Also ging Wilm Dribikon mit dem Fuhrmann und kamen die beiden nach etlichen Tagen in ein Land, das war Steiermark geheißen. Da übernachteten sie in einer kleinen Stadt und als es finster war, sprach der Fuhrmann: „Jetzt geh' mit, Wilm, wir sind unferne der Stelle, wohin ich dich zu führen versprach. Da wirst du das Fürchten lernen können."

Gleich hernach machten sich die beiden auf den Weg und gingen zum Stadtthor hinaus, das noch offen war. Sie kamen auf einen Anger, auf dem hie und da halbverkohlte Stöcke von seltsamem Aussehen herumstanden. Unferne von ihnen lag ein öder, finsterer Hügel, da stand ein rundes Gemäuer darauf und auf demselben war ein seltsames Gerüst, wo in der Finsterniß einige Gegenstände vom Sturmwind hin- und hergeweht wurden.

Als der Fuhrmann das sah, schlug er ein Kreuz und sagte zu Wilm: „Da siehst du ein Gemäuer, dort auf dem Hügel. Geh nur auf dasselbe zu, dort wirst du in dieser Nacht noch mehr als dich fürchten lernen.

Darauf gab ihm der Fuhrmann ein Feuerzeug und sagte: „Morgen will ich kommen und nach dir sehen. Zünde ein Feuer an, wenn es dir frostig wird, denn wir bekommen eine kalte Nacht und nun — gehab dich wohl!".

Damit kehrte er dem Dribikon den Rücken und lief, so schnell er konnte, in die Stadt zurück, ohne sich nur einmal umzusehen.

Wilm lächelte, sah dann nach dem Hügel und ging langsam darauf los. Als er oben stand, flogen mehrere hundert Raben krächzend auf. Doch er kehrte sich nicht daran und ging um das thurmähnliche Mauerwerk herum. An der einen Seite fand er eine Thüre, die in alten rostigen Angeln hing und an der andern führte eine kleine Treppe hinauf. Auf dieser stieg Wilm zur Höhe des Thürmchens. Da sah er die Balken und an denselben hingen die Körper zweier Verbrecher, welche man hier aufgehängt hatte. Jetzt wußte Wilm, woran er war. Er befand sich auf dem Galgen.

Als er dieses bemerkte, schüttelte er den Kopf, sah sich überall um, und sammelte verschiedene Holzstückchen, welche da umherlagen. Dann stieg er hinab, ging in das Gewölbe unter dem Galgen, machte Feuer an, wärmte sich und legte sich dabei nieder, um auszuruhen und das Fürchten zu lernen.

Draußen heulte indeß der Wind, die Raben krächzten und er konnte trotz aller Versuche nicht einschlafen, fürchtete sich nicht und hatte lange Weile. Da bekam er einen tollen Gedanken und

stand auf, um ihn auszuführen. Er stieg hinauf, nahm einen der Erhenkten nach dem andern behutsam herunter, trug sie in das Gewölbe und setzte sie rings um das Feuer herum. Die todten Diebe blieben aber nicht so sitzen, wie er es haben wollte, sondern rollten zur Seite und einer fiel so nahe hin zum Feuer, daß seine zerfetzten Kleider zu brennen begannen. Da wurde Wilm ungeduldig, gab ihm eins hinter die Ohren, hob sie dann beide auf und hing sie wieder hinauf an die Balken. Zuletzt ward er doch schläfrig, streckte sich an dem Feuer aus und erwachte erst am andern Morgen, als eine große Anzahl Menschen aus der Stadt kamen, der Fuhrmann allen voran, um zu hören, wie es ihm in der Nacht ergangen war.

Wilm lachte sie aus, und erzählte ihnen, wie er die Nacht zugebracht hatte. Darüber entstand ein großer Aufruhr. Man nannte ihn einen Hexenmeister und Gespensterbanner und wollte ihn greifen und ans peinliche Gericht abliefern. Doch Dribikon machte kurzen Prozeß. Er schlug einige, die ihn fest nehmen wollten, ohne viele Umstände zu Boden, machte sich Platz durch das Gedränge und entfloh.

Nun wendete er sich nach einem Lande, das heißet Ungarn. Da wanderte er stumm und traurig auf der Landstraße und rief von Zeit zu Zeit:

„Wenn ich nur das Fürchten lernen könnte, das Fürchten.

Da ritt einstmals ein Kriegsknecht neben ihm, der hörte das und sprach: „Wenn das dein Ernst ist, so komm du mit mir, dann will ich dich wohin führen, da kannst du's lernen."

Da ging Dribikon mit dem Kriegsknecht.

Ueber Berg und Thal, durch Wald und Flur, über Bäche und Ströme kamen die beiden endlich an einem engen Meeresarm, der heißt der Bosporus und über denselben in ein Land, da wohnten lauter Türken, mit denen hatte der griechische Kaiser einen großen Krieg, der dauerte schon viele Jahre lang und ward demselben kein Ende.

Beim Heere der Ungläubigen war aber ein Riese, der hieß Abdallah, der war so hoch, wie ein kleiner Kirchthurm. Seine Barthaare waren so dick, wie der allerstärkste Eisendrath. Er hatte ein Schwert, wie eine Pflugschaar, und wohl sechs Ellen lang und auf seinem eisernen Schild konnten 12 Paare bequem tanzen.

Vor diesem Riesen liefen alle Griechen davon, wenn er sich sehen ließ und der Kaiser schrieb in die ganze Welt aus, daß der Kriegsmann, welcher diesen Riesen bezwingen könnte, seine eigene Tochter zur Frau haben und der erste nach ihm in seinem ganzen Reiche sein sollte. Da kamen denn

die tapfersten Ritter aus allen Landen herbei und wollten die Prinzessin verdienen. Die Kaiserstochter war aber ein Bild von himmlischer Schönheit und wer sie ansah, der mußte sie gern haben. Darum gingen viele hundert Ritter in den Tod und der Riese hatte alle Hände voll zu thun. Doch machten ihm die Kriegsleute nicht viel zu schaffen und er schlug sie wie, die Spatzen, einen nach dem andern todt.

Als nun Dribikon in der Stadt war, wo der Kaiser sein Heerlager hielt und auch das feindliche Heer und den Riesen Abdalah schon gesehen hatte, fragt ihn der Kriegsmann, „ob er sich vor dem Riesen nicht fürchte?“

Da sprach Dribikon: „Nein, ich fürcht' mich nicht vor ihm.“

Da lachte der Kriegsmann und sprach: „Das sei leicht zu sagen, aber schwer zu beweisen. Er solle einmal hinaus und mit dem Riesen kämpfen, da werde ihm sein Trotz wohl vergehen.“ Und während der Kriegsmann sprach, kam ein wackerer deutscher Ritter, und zog hinaus in's Feld. Der Ritter war aber tapfer, wie ein Löwe, voll gutes Muthes, jung und schön und alle Leute hatten mit ihm ein herzliches Mitleid.

Kaum war er im freien Feld, so war auch schon der Riese zur Hand, der strich seinen ellen-

langen Schnurbart, daß er pfiff und rauschte, wie ein gequetschtes Rohrbündel. Er sah sich den Ritter spöttisch an und fragte ihn dann mit seiner Donnerstimme, ob er mit ihm kämpfen wolle?

„Ja," sprach der Ritter muthig: „Ja ich will streiten mit dir für Gott und die Christenheit, die du schmähest und verhöhnst!"

Damit warf er aus aller Kraft seinen Spieß nach dem Riesen. Dieser fing denselben mit der Hand auf und schrie:

„Ha, Kleiner, dein Spieß soll mir als Zahnstocher dienen. Du aber hast heute deine letzte Suppe gegessen." Zog dann sein Schwert, schlug nach dem Ritter und hieb ihn sammt dem Pferde durch und durch, daß er mit seinem Thiere in zwei Hälften gespalten todt auf der Wahlstatt lag.

Da entstand ein großes Jammergeschrei, denn die Christen hatten von der Stadtmauer herab zu vielen hunderten zugesehen, und des fremden Ritters trauriges Schicksal erweckte Entsetzen und Mitleid.

Als der Riese das hörte, wendet er sich um, droht mit dem Schwert und schreit:

„Quakt nur, ihr Fröschlein. Morgen stürme ich Eure Stadt, ich ganz allein und bringe Euch alle mit einander um. Wart nur!"

Da liefen die armen Leute voll Todesangst

davon und nur Dribikon und der Kriegsmann blieben stehen und sahen dem Riesen zu, wie er des Ritters Kleider, Waffen und Schmuck nahm und ins türkische Lager trug.

Jetzt sah der Kriegsmann unsern Wilm traurig an und sprach: „Nun, mein Sohn, wie ist dir jetzt ums Herz?"

Aber Dribikon entgegnete ergrimmt und voll herzlichen Mitleids: „Ich fürcht' mich nicht und damit du siehst, daß es wahr ist, so will ich gleich hinaus und mit diesem gottlosen Prahler anbinden."

Da lachte der Kriegsmann und spricht: „Knabe, hüt' dich vor dem. Erst laß dir einen Bart wachsen, dann versuch es, mit Männern und Riesen zu kämpfen."

Aber Dribikon achtete nicht auf ihn, sondern sagte: „Führ' mich zum Kaiser, ich will mein Leben dran setzen."

Als nun der Kriegsmann seinen freudigen Muth sah, bedachte er, wie Gott oft durch Kleines große Wirkungen hervorbringt und wie Er oft durch unbedeutende Menschen die größten herrlichsten Thaten hat geschehen lassen. Ging dann mit ihm zum Kaiser, und sagt: „Dieser junge Mensch da will mit dem Riesen Abdallah kämpfen.

Der Kaiser betrachtete Dribikon vom Kopf bis zum Fuße und dachte: „Der sieht mir nicht

darnach aus, als ob er Riesen umbringen könne!" Als er ihm aber ins Auge blickte, das nicht anders, denn wie helles Feuer, vor Muth und frischer Jugendkraft blitzte, sprach er:

„Wohl mein Sohn, doch hüte dich, daß du dein Leben nicht einbüßest. Du bist noch ein junger feiner Knappe und jener ist ein Kriegsmann von Jugend auf."

Wilm entgegnete hierauf nur: „Ich wills wagen, mit Gott, oder ich will sterben," und erzählte dem Kaiser seine Herkunft und alle seine Schicksale.

Da lächelte der Kaiser und ließ ihm Waffen anbieten. Davon nahm aber Wilm nichts, als einen langen sehr scharfen und spitzigen Spieß und sagte dann: „Jetzt brauch' ich ein paar tüchtige Düten voll recht beißenden Pfeffer. Wenn Ihr mir den verschaffen könnt, so hoff' ich, mit dem Heiden fertig zu werden und Euch aus aller Gefahr zu erlösen."

Was er verlangte, war bald zur Hand und Wilm Dribikon betete ein Pater-Noster, machte sich dann rasch auf den Weg und lief hinaus vor die Stadt, um den Kampf mit dem Riesen zu bestehen.

Der Riese war so eben wieder aus dem Lager herausgetreten, ging brummend und prahlend auf

und ab und entdeckte Wilm Dribikon erst, als er schon sehr nahe vor ihm stand. Wilm betrachtete ihn jetzt erst ganz genau und sah, daß der Riese einäugig war. „Das ist ein Glück von Gott,“ sprach Dribikon bei sich „und jetzt kanns gelingen, wenn der Herr seinen Segen dazu gibt.“

„Was willst du, Knirps!“ rief der Riese spöttisch indem er die Hände in die Seite stemmte und die ungeheuern Beine ausspreizte.

„Wehr' dich deiner Haut, ungeschlachter Kerl!“ schrie Wilm wüthend über den Schimpf, den ihm der Riese anthat, zog die Hand aus, indem er eine der halbgeöffneten Pfefferdüten hielt und warf sie so geschickt und mit solcher Gewalt dem Riesen an die Nase, daß die Düte zerplatzte und das Auge des Riesen ganz mit Pfeffer erfüllt wurde.

Abdallah schrie laut vor Schmerz, daß die Gegend weit umher von seinem Gebrüll wiederhallte. Dann griff er rasend nach dem Schwert, zog es und führte einen fürchterlichen Hieb nach Wilm, der aber noch zur rechten Zeit gewandt und leise zur Seite sprang. Da aber Abdallah das Auge nicht mehr öffnen konnte, so half ihm all sein Zorn und seine Stärke nichts und er schlug vergebens nach Dribikon. Dieser aber nahm seinen langen Speer zur Hand, schlich sich hinter den Rücken des Riesen, ersah eine günstige Gelegenheit

und rannte ihn aus aller Kraft den Spieß durch den Leib, daß er sterbend zur Erde sank. Brüllend wälzte sich der Riese am Boden herum. Das Blut schoß wie ein Bach aus seiner tödtlichen Wunde, und jetzt fiel ihm das Schwert aus der Hand. Wilm ergriff die scharfe Waffe, hob sie aus aller Macht und führte einen gewaltigen Hieb in den Hals des Riesen, daß er diesem den Kopf abschlug.

Nun entstand ein großes Freudengeschrei der Christen, während die Ungläubigen vor Furcht heulten, die Flucht ergriffen und alles im Stich ließen. Der Kaiser aber benützte diese Gelegenheit aufs Beste, jagte den Türken nach und tödtete eine große Menge derselben auf der Flucht. Das ganze Lager wurde erobert; unermeßliche Schätze, die ganze Kriegskasse und viele Tausend wurden überdieß zu Gefangenen gemacht.

Als nun die Schlacht vorbei war, ließ der Kaiser Wilm Dribikon zu sich rufen, machte ihn zum Fürsten und schenkte ihm so viel Geld und Gut, daß er der reichste Mann im ganzen Land gewesen wäre. Aber Wilm sagte:

„Nein! Alles das kann ich nicht annehmen. Erst muß ich mein Gelübde lösen und das Fürchten lernen, damit ich wieder heim und meine Aeltern und Brüder zu mir nehmen kann, sonst macht

mir alles das keine Freude und ich will lieber der arme Wilm Dribikon bleiben."

Das gefiel dem Kaiser wohl und seinem ganzen Hofgesinde. Sprach dann zu Wilm:

„Bleib für jetzt noch ein paar Tage bei mir, ich will sehen, ob ich dir das Fürchten und Grausen nicht lernen kann."

Wilm ließ sich das gern gefallen, blieb an des Kaisers Hof und wartete, bis man ihm das Fürchten und Grausen gelernt haben würde. Wo nicht, so wollte er wieder weiter gehen.

Da hatte der Kaiser an seinem Hof einen Narren, der seinen Herrn durch allerlei kurzweilige und scherzhafte Streiche unterhielt, wenn jener lange Weile hatte oder wenn ihn seine schweren Sorgen und Regierungsgeschäfte mißmuthig machten.

Jener Hofnarr aber war keineswegs ein geistesschwacher Mensch, sondern ein schalkhafter Bursche voll Witz und Verstand, der seinem Herrn im Scherz oft bessere Rathschläge gab, als die klügsten Räthe und Minister. Darum hatte ihn auch der Kaiser sehr lieb und der Schalk durfte ihn nicht einen Augenblick verlassen. Dieser Hofnarr hatte eine besondere Vorliebe für Dribikon gefaßt, neckte ihn öfter, plauderte mit ihm und erfreute sich an der Herzhaftigkeit und dem gesunden Verstande

des Schweizerknaben. Darum hätte er es gar gerne gesehen, wenn man Wilm seine Grille hätte vertreiben können und er sann Tag und Nacht, bis er endlich auf einen guten Gedanken kam und insgeheim beschloß, dem Dribikon den Kopf zurecht zu setzen.

Also schwieg er stille und merkte sich genau den Ort, wo Dribikon schlief. Dieses war ein kleines Zimmer in des Kaisers Palast und man konnte von zwei Seiten in dasselbe gelangen. Einmal, wenn man im Gang war, führte eine Thüre in dasselbe und dann fürs zweite konnte man auch durch eine Reihe von Zimmern dahin gelangen, zu welchen der Haushofmeister den Schlüssel hatte. Die auf den Gang führende Thüre verschloß Dribikon immer aus Gewohnheit, wenn er zu Bette ging. Die zu den Zimmern führende Thüre ließ er jedoch unverschlossen.

Als nun der Hofnarr alles wohl erkundet hatte, ging er eines Tages auf den Fischmarkt, kaufte einen großen Behälter voll kleiner Fische, von denen keiner größer oder länger, als der Finger eines Mannes war und ließ sie in den Palast schaffen. In der Nacht, als schon alles längst zu Bette war, nahm er einen vertrauten Diener des Kaisers mit, schleppte den Zuber mit den Fischlein hinauf und schlich sich leise in Dribikons Schlafge-

mach. Der Schweizer lag im Bett und schnarchte wie ein Wallfisch. Der Hofnarr schlich sich leise hinzu, zog vorsichtig die Decke weg, unter welcher Wilm schlief, hob dann mit Hilfe des Dieners das Gefäß in die Höhe, schüttete den kalten Inhalt über Wilm Dribikon aus und verließ sodann in eiliger Flucht das Gemach.

Wilm schreckte aus dem Schlafe auf, spürte das eckle Gewimmel der eiskalten schnalzenden Fischlein, schauderte, sprang entsetzt aus dem Bette und lief schreiend vor Furcht, Graußen und Entsetzen hinaus auf den Gang. Das ganze Schloß gerieth in Aufruhr; die Wachen rannten herbei, die Diener, die Hofleute, alles stürzte aus den Betten und versammelte sich um den noch immer wie toll nach Hilfe schreienden Dribikon.

Als man den Kaiser von der Ursache des Lärms und von der Veränderung benachrichtigt hatte, die mit Wilm vorgegangen war, ließ er ihn hocherfreut vor sich bringen und fragt ihn, „ob er jetzt das Fürchten gelernt habe?"

„Ja, Herr," rief Wilm schaudernd, „jetzt weiß ich, was es darum ist, und nicht um die Welt möcht ich mehr in jenes verzauberte Schlafgemach gehen!"

„Nun wohl," sprach der Kaiser zufrieden, „so nimm jetzt deinen Rang ein, der dir geziemt."

„Nein Herr,“ rief Dribikon, „erst will ich heim, und die Meinigen wieder sehen und hierher bringen, wenn Ihr es erlauben wollt. Dann macht mit mir, was Euch gut dünkt.“

Das gefiel dem Kaiser abermals sehr wohl. Also ließ er ihm eine fürstliche Begleitung anweisen und gab ihm prächtige Pferde und Lastthiere. Dann sendete er ihn fort und sprach:

„Komm bald wieder, mein Sohn, bringe deine braven Aeltern mit, ich will Euch alle reich und glücklich machen.“

So reisete also Wilm Dribikon wieder heim, aber nicht mehr als ein armer Bauerknabe, sondern als ein reicher fürstlicher Herr, in großer, kostbarer Begleitung.

Nach zwei Monaten kamen sie in das Dorf im Berner Land, wo Wilm's Vater wohnte. Dribikon hatte schon unter Wegs erfahren, daß die Seinen noch lebten und gesund waren. Als sich nun die prächtig und fremdartig gekleideten Reiter im Dorfe zeigten, lief alles zusammen und schaute auf den glänzenden Zug und konnten sich die Landleute gar nicht satt daran sehen. Dribikon aber ritt gerade nach seines Vaters Hause, sprang vom Pferde, ging hinein und stand vor seinen erstaunten Aeltern, die ihn so verändert nimmer wieder erkannt hätten. Er aber fiel ihnen um den

Hals, weinte und küßte sie voll herzlicher Freude. Da riefen die Seinen voll Erstaunen das ganze Dorf herbei und nun wollte Jedermann wissen, wie der Wilm Dribikon so schnell ein reicher und vornehmer Herr geworden sei?"

Da sprach er zu den Leuten: „Weil ich mich nicht fürchtete, hätt' ich beinahe einen lieben Freund umgebracht. Das ging mir durchs Herz, ich verließ Euch und wollte nimmer heimkommen, bis ich das Graußen gelernt hätte. Da kam ich in eine Stadt, da schlief ich unter dem Galgen und saß mit den Erhenkten beim Feuer, aber ich konnte mich nicht fürchten. Dann kämpfte ich mit einem Riesen und bezwang ihn, aber ich fürchtete mich nicht vor ihm. Weil ich mich aber nicht fürchten konnte, so wurde ich auch kein Fürst und bekam des Kaisers Tochter nicht zur Frau. Zuletzt fürchtete ich mich vor kleinen Fischlein und nun bin ich ein Fürst, werde des Kaisers Schwiegersohn und will Euch alle reich und glücklich machen."

Die guten Leute hörten ihm erstaunt und mit offenem Munde zu. Was er gesagt hatte, lautete so toll und verkehrt, daß sie Lust hatten, ihn für verrückt zu halten. Endlich sprach der alte Dribikon:

„Das alles kann ich ja gar nicht verstehen, Wilm. Ist es denn die Wahrheit, oder scherzest du mit uns?"

„Nicht doch, es ist alles wahr,“ sprach Wilm vergnügt „und da ich es selbst nicht verstehen kann, so wollen wir uns den Kopf nicht weiter darüber zerbrechen.“

Also nahm Wilm seine Aeltern und Brüder mit nach Griechenland; den armen Burschen, der durch ihn ein Krüppel geworden war, machte er aber zum reichsten Mann im ganzen Schweizerlande.

Bald hernach kam er wieder zum griechischen Kaiser. Dieser freute sich sehr, Wilm's Aeltern zu sehen, beschenkte sie kaiserlich und gab ihm seine Tochter zur Frau. Da wurde eine große Hochzeit gehalten und es ging dabei so vergnügt her, daß fast in der ganzen Welt davon geredet wurde.

Hier schwieg Benno. Das Schifflein stieß ans Land; er führte die Kinder, die sich an dem kurzweiligen Mährchen ergötzt hatten, hinauf ins Schloß und damit war der Lusttag des kleinen Kuno und seiner Schwester Gertrude zu Ende.

Sechstes Kapitel.

Kuno und Gertrude bekommen eine Stiefmutter.

Mit dem wiederkehrenden Frühling erwachte auch der bunte, prachtvolle Blumenflor im Schloßgärtlein und dieser frühere trauliche Lieblingsort der Kinder ward nun wieder ihr beständiger Aufenthalt. Ein stiller Frieden, eine segnende Hand lag über diesem reizenden Winkel ausgebreitet und diejenigen, welche ihn betraten, fühlten sich wohl und heimisch.

Herr Benno schien einer von denen zu sein, welche sich am Liebsten und Meisten hier aufhielten. Eine geheime Sehnsucht zog ihn hierher und wenn es die Witterung nur irgend gestattete, so traf man ihn gewiß mit seinen Pflegbefohlenen im Gärtchen. Da wurden nicht nur alle Erholungsstunden zugebracht, sondern auch die Zeit des Unterrichts. Hier lernten die guten Kinder und hier strömten von den Lippen ihres treuen Lehrers die besten Ermahnungen und die eindringlichsten Hinweisungen auf den Weg der Tugend und Redlichkeit.

Doppelt nützlich erwieß sich diese Anordnung des Lehrers bei Hugo und Gertrude. In leiblicher Hinsicht athmeten sie die würzig kräftige und

stärkende Gebirgsluft und dieser Einfluß wirkte mit solchem Segen und so gedeihlicher Ersprießlichkeit auf ihre in der Entwicklung begriffenen Körper, daß jeder, der sie auch nur nach kurzer Zeit wieder sah, an ihrem Wachsthum und ihrer kräftigen Gesundheit sich innig erfreuen konnte. Aber auch in geistiger Hinsicht strebten sie allmählich höher und es gründeten sich bei ihnen unter der edlen und einsichtsvollen Leitung Benno's alle Vorsätze des Guten und Schönen. Das nicht immer reine und makellose Beispiel der Menschen, welche im Schlosse waren, und die jetzt die strenge Aussicht des Herrn entbehrten, konnte ihnen keinen Schaden bringen, denn es kam keiner der Dienstleute hierher, da Benno es ihnen auf das Strengste untersagt hatte. Kuno und Gertrude waren glücklich und wünschten und bedurften keine Gesellschaft, als die Benno's, der ihnen nicht nur Lehrer, sondern Freund, Arzt, Gespiele — mit einem Worte: Alles war, was sie nur wünschen und bedürfen konnten.

Zuweilen machte Benno mit ihnen Ausflüge nach interessanten, benachbarten Orten, von denen sie öfters erst nach mehreren Tagen wieder heimkehrten. Bald besuchten sie das liebliche Thälchen am See, bald benachbarte Anhöhen oder andere hübsche Punkte in der Umgegend und von all die-

ser kleinen Wasser- und Landreisen hafteten im treuen Gedächtniß der Kinder die interessantesten Momente. So verflossen drei Vierteljahre und Herr Hugh kehrte immer noch nicht zurück. Er sendete zwar zuweilen Botschaft und erkundigte sich mit allem Eifer väterlicher Zärtlichkeit nach seinen Kleinen; aber von ihm selbst kam keine Nachricht.

Endlich breitete der Sommer seine ganze Pracht und Fülle über die riesigen Schweizergebirge aus. Der Schnee war überall verschwunden und die Schönheit der Natur entzückte aufs Neue die Bewohner dieser Berglandschaften. Da kehrte eines Abends ein Wandersmann auf der Burg Waldstatt ein und brachte die Nachricht, daß er Herrn Hugh von Waldstatt in Begleitung des Sennor Remini, dessen Schwester, der Marchese Violante da Capellione und einer sehr zahlreichen Dienerschaft unferne von Florenz in Welschland getroffen und von ihnen den Auftrag erhalten habe, ihre nahe bevorstehende Ankunft in Waldstatt zu melden.

Diese Botschaft rief eine ganz unerhörte Thätigkeit auf Waldstatt hervor und diese wurde noch durch einen Knappen vermehrt, welchen Herr Hugh sendete, mit dem gemessenen Befehl, binnen zwei Tagen das Schloß zur Aufnahme zahlreicher Gäste

in Stand zu setzen und dafür zu sorgen, daß alles so vortrefflich und schön, als nur möglich, eingerichtet würde.

Der Hausmeister gerieth nun in Angst und die Knechte und Mägde mußten Tag und Nacht arbeiten, um den Willen des strengen Gebieters zu erfüllen. Doch den vereinten Bemühungen des Hausgesindes gelang die schwere Aufgabe und bis zum Abend des zweiten Tages war alles in Stand gesetzt.

Ein ängstliches Gefühl der Erwartung im Herzen, schlichen die Bewohner von Waldstatt in dem stillen Schlosse umher. Die erhaltenen Nachrichten waren sehr geeignet, sowohl die Neugierde und Erwartung auf das Höchste zu spannen, als auch manche ängstliche Gemüther mit Furcht zu erfüllen. Herr Hugh brachte eine vornehme Dame aus Welschland mit, die verwittwete Marchese da Capellione, die Schwester des ihm sehr befreundeten Rimini, von der der Ruf sagte, daß sie zwar unermeßliche Reichthümer, aber auch einen Stolz besitze, der allen, die mit ihr in Verbindung standen, lästig und ganz besonders für ihre Untergebenen äußerst drückend sein sollte. Manche andere Gerüchte seltsamer Art verbreiteten sich unter den Dienstleuten und durch diese wieder unter den nächstwohnenden Landbauern und Unterthanen des

Herrn Hugh. Was Wunder also, wenn die Erwartung aufs Höchste gespannt ward und wenn an dem Tage, woselbst man der Rückkehr des Herrn entgegen sah, alles was in der Nähe des Schlosses wohnte, den Zug der Ankommenden an der Strasse zu sehen wünschte und daß sich also schon am frühen Morgen eine Menge von Landleuten in dem Hofraum von Waldstatt und in den nächsten Umgebungen der Burg einfanden.

Auch Benno bereitete die Kinder auf seine Weise vor. Er legte es ihnen ans Herz, welches Glück sie erwartete, den so lang schon abwesenden Vater wieder zu sehen, obwohl die Kleinen nicht erst darauf aufmerksam gemacht zu werden brauchten. Zugleich forderte er sie auf, jetzt zu beweisen, daß seine Lehren und Ermahnungen gefruchtet hätten und durch Bescheidenheit, Aufmerksamkeit, Ruhe und Sittsamkeit, durch den unverbrüchlichsten Gehorsam sich die Zufriedenheit des Vaters und die Zuneigung der Gäste, die er mit sich brächte, zu erwerben.

Als Benno der Letzteren erwähnte, zuckte ein trüber Schein von Wehmuth und Schmerz über seine sonst immer heitere Miene. Dann ging er mit den Kleinen in das Gärtchen, setzte sich am Thor der Zwerge nieder, und versank in ein tiefes Nachdenken, aus dem ihn selbst die Stimmen der

fröhlich spielenden Kinder nicht erwecken konnten. So saß er in sich versunken eine lange Zeit. Endlich erhob er das Haupt, neigte es lauschend zur Seite und schien angestrengt zu horchen. Dann erhob er sich und sprach leise:

„Großer Geist, vor dem alle Wesen Staub sind. Du hast den schweren Augenblick gesendet. Allwissend bist nur Du. Der Geschaffene sieht nicht, was die Zukunft bringt, doch Du lässest ahnend ihn durch den Schleier blicken. Es wendet sich jetzt der Segen und mit dem Sterblichen, der dieses Schloß bewohnt, kehrt eine böse Macht in diese friedlich stillen Räume ein. Wer darf es wagen über deine Fügung zu murren? Bist du nicht der Allweise und führest du es nicht herrlich hinaus? Der Trug wird zu Schanden, das Böse bäumt sich empor, um desto tiefer zu sinken und die thränende Unschuld wirst du im Sturm nicht knicken lassen. Zwar den bittern Kelch muß sie leeren, aber nur durch die heiße Flamme wird das Gold geläutert. Prüfe sie großer Geist. Doch lege die Last nicht zu schwer auf sie und laß im Sturm meine Blumen nicht zerbrechen, die ich mit treuer Hand gepflegt. Vater aller Wesen, Vater des Geistes, der dich im Licht schaut und der sterblichen Menschen, die dich lebend ahnen, aber nicht begreifen: Dein Wille geschehe!“

Als Benno so betete, nahm sein Antlitz einen hehren, überirdischen Ausdruck an. Er sah die Sonne, die ihm strahlend ins Auge schien, ohne daß ihr blendender Glanz ihn getroffen hätte. Das edle Haupt war stolz und doch voll inniger Andacht zum Himmel gewendet. Kein Sterblicher würde ohne Schauder ihn haben sehen können.

Jetzt trat er durch die blühenden Gebüsche, um die Kinder zu suchen. Er fand sie im hintersten Winkel des Gärtchens und führte sie in das Schloß. Hier ließ er sie auf das Sorgfältigste ankleiden und verließ sodann die Halle, um den Weg nach dem Ufer des Sees mit ihnen hinabzugehen.

Ueberall sah man wartende Landleute. Hier standen Aeltern ein Gruppen beisammen. Dort flochten Mädchen Blumenkränze und an andern Orten waren kraftvolle Schweizerbursche, welche von Baum zu Baum Eichenguirlanden zogen. Wohin Benno mit den Kindern kam, schallten ihm fröhliche Grüße entgegen, oder man rief den von allen auf das innigste geliebten Kleinen herzige Grüße zu, die sie voll Demuth und Freundlichkeit erwiederten.

Plötzlich hörte man in der Ferne ein lautes Jauchzen. Das Alpenhorn wurde geblasen, daß das Echo lieblich die hellen Töne des Kuhreigens

zurückwarf. Ein einzelner Reiter in prächtiger, fremdartiger Kleidung sprengte heran. An der hohen starken Gestalt, an der kraftvollen Stimme, an der edlen, ritterlichen Haltung, an der Freundlichkeit, mit der er nach allen Seiten hin grüßte, erkannte man Herrn Hugh. Er sprengte mit verhängtem Zügel den Weg daher. Der starke Hengst war mit Schaum bedeckt.

Als ihn die Kinder erblickten und erkannten, hob sie Benno auf seine Arme und schritt dem Herrn des Schlosses mit der theuren Last entgegen. Hugo und Gertrude streckten sehnend und vor Freude in lautes Weinen ausbrechend dem geliebten Vater die Arme entgegen.

Jetzt erblickte sie der Ritter; sprang vom Pferde und eilte auf Benno zu. Weit die starken Arme ausbreitend, umschloß er dann seine theuren Kinder. Thränen der Freude und der Wehmuth floßen ihm über die narbige Wange. Er konnte nichts sprechen, als „Meine Kinder, meine unaussprechlich theuren Kinder, Gott segne Euch!"

So stand er, während Kuno und Gertrude ihre Aermchen um seinen Nacken legten und ihn umfaßten, als ob sie ihn wieder zu verlieren fürchteten.

Da streuten die Mädchen um Herrn Hugh Blumen und die Bursche schlangen um die schöne

Gruppe eine Guirlande von Blumen durchflochtenem Eichenlaub.

Benno stand allein und wenn er hätte Thränen vergießen können, so würde dieser Anblick sie ihm ausgepreßt haben.

Das Alpenhorn flötete jetzt die süßen Töne des Kuhreigens und in den Wipfeln der Bäume wiegte sich der fröhliche Chor der befiederten Sänger.

Jetzt hob Herr Hugh seine Kleinen herab, begrüßte mit warmem Druck der Hand den treuen Lehrer seiner Kinder und sprach:

„Benno, nur Gott kann Euch vergelten, was Ihr an meinen Kindern gethan habt. Ich sehe sie erstarkt an Leib und Seele und ich merke, daß sie den Vater und die selige Mutter wohl haben auf so lange Zeit missen können, da ein so redlicher und treuer Freund an ihrer Seite stand. Darum laßt mich für Euer Wohl bedacht sein. Ich will so bald als möglich einen Theil meiner Schuld an Euch abtragen; den Besseren aber erwartet von Droben!"

Als Herr Hugh die letzten Worte sprach, deutete er mit der starken Rechten gen Himmel. Dann trat er zu den Landleuten, die einen engen Kreis um ihn und die Seinen geschlossen hatten und begrüßte Sie mit biederem Handschlag und warmem

herzigen Gruß. Von allen Seiten schallte ihm jetzt der Jubel der treuen Nachbarn und Unterthanen entgegen. Zuletzt bestieg er den schäumenden Hengst und rief:

„Lebt jetzt wohl, ihr guten Leute. Ich entbiete Euch meinen Gruß. Beim nächsten Landtag will ich Euch sehen und dann wollen wir freundlich mit einander reden, wie es Männern geziemt.

Damit grüßte er zur Rechten und zur Linken und sprengte den jähen Hügel von Waldstatt hinauf.

Jetzt nahte ein ganzer Zug Knechte. Es waren die Diener des Ritters und bei ihnen befanden sich fremde Dienstleute in goldschimmernden prächtigen Kleidern. Während nun Herrn Hughs Mannen gar traulich ihre Bekannten grüßten, warfen die Welschen verächtliche, spöttische Blicke nach allen Seiten. Die braunen Gesichter mit den schwarzen Gluthaugen und dem dunkellockigen Haarwuchs frech nach den ehrlichen Schweizerbauern kehrend, riefen sie sich in fremder Mundart höhnische Spottworte und beleidigende Bemerkungen zu. Der ehrliche Schweizer staunte die frechen Gesellen an, verstand ihre Reden nicht, errieth aber mit gesundem Sinn, daß die nichtswürdigen Bursche sich auf seine Kosten lustig machten. Das erzeugte bei den Ruhigen Verachtung und bei denen, deren junges Blut feuriger und rascher durch die Adern rollte Zorn, und Be-

gierde, sich an den Fremden zu rächen. Die Nachkommenden büßten schon die Folgen dieses schlimmen Eindrucks.

Ein prächtig gekleideter Ritter tummelte sein Roß neben einer ganz in schwarzen Sammt gekleideten Frau, die auf einem Maulthier, gefolgt von einigen Zofen langsam einherritt. Beide sahen erstaunt auf die sich zu beiden Seiten des Weges gruppirenden Landleute. Der Ritter halb erzürnten Antlitzes, die Dame dagegen voll ecklen, widerwärtigen und auf das Tiefste gekränkten Stolzes. Die Schweizer erwiederten keck diese herausfordernden Blicke. Mit freiem glänzenden Auge sahen die starken Gebirgssöhne auf die Fremden. Nur wenige rückten zu spät und unentschlossen die Hüte oder Ledermützen zu einem kalten Gruß, der nicht beachtet und nicht erwiedert ward. Das Freudengeschrei und der Klang des Alpenhorns war verhallt und eine düstere Stille verbreitete sich über viele hundert Menschen, die im Thal versammelt waren. So zog Sennor Rimini und die Dame da Capellione im Herzen des Schweizerlandes ein. Kein traulicher Gruß empfing sie. Sie kamen, mit Haß und Verachtung erfüllt und erndeten den Lohn, der dem Uebermüthigen und Stolzen gebührt, indem sie den Fuß in das Land setzten, das sie zu ihrer neuen Heimath gewählt hatten und in wel-

chem sie so glänzende Träume und so stolze herrschsüchtige Vorsätze zu verwirklichen gedachten.

Jetzt gelangten sie an den Weg, der sich in sanften Krümmungen den Schloßberg hinaufwand. Hier waren keine Landleute mehr und Rimini gab nun zähneknirschend seinem Hengste die Sporen, daß er brausend den Hügel hinanrannte. Auf steiler, doch erst halber Höhe wandte er sich und erwartete die Sennora, welche ihm nur langsam folgen konnte.

„Schändliches Bauernvolk,“ drohte der Welsche grimmig, „das sollst du mir büßen. Ha, wie will ich dich treten, wenn mein Fuß auf deinem Nacken steht.“

Die ihm nachkommende Schwester hatte diese Worte gehört. Auch sie war erzürnt und auf das Tiefste beleidigt.

„Sind das Menschen,“ rief sie mit bitterm Hohn, „oder sind sie vom Geschick nur mit dem halben Antheil geistiger Fähigkeiten bedacht?! Himmel, welch' ein bäuerisches Benehmen. Ich bin unter uncivilisirte Wilde gebracht worden und soll mein Leben mit thierähnlichen Menschen, mit Barbaren, die wenigstens um nichts besser sind, hinbringen. In welch' ein Land hast du mich geführt, Angeliko?“

„Und doch ist bloß dieses Land geeignet, unsere heißesten Wünsche zu befriedigen, Violante;“ entgegnete Remini leise. „Hier können und werden wir herrschen; in Rom müssen wir gehorchen und eine Menge Rücksichten gegen Solche hegen, welche mehr Einfluß oder Macht besitzen, als wir. Nein, Violante, ich bin zum Herrschen geboren und will lieber hier unter halbwilden Bauern der Erste, als dort der Zweite sein und sollte ich auch selbst allein der dreifachen Krone huldigen.“

„Aber ich wünsche Niemand zu beherrschen, Angeliko! du weißt, was ich verlor und ich sehe nun mit bitterer Enttäuschung, daß ich es hier nie werde ersetzen können!“ rief die Marchese unmuthig.

„Laß uns die Zeit dazu abwarten, Violante,“ entgegnete Rimmini mit bedeutungsvollem Blick. „Erst laß uns den Grund legen, dann sollen die Feen selbst nichts Köstlicheres bauen, als ich. Deine Wünsche sollen alle erfüllt werden; ja ich will selbst deine kühnsten Erwartungen zu übertreffen suchen. Jetzt folge mir, und damit Hugh nichts von unserer Unzufriedenheit ahnet, so glätte deine Stirne. Vertraue mir und binnen kurzer Frist soll dieses trotzige Volk sclavisch zu deinen Füßen liegen.“

„Beide ritten nach dem Schlosse hinauf, wo ihnen der Ritter einen andern und besseren Em-

pfang bereitet hatte. Das ganze Gesinde stand wartend im Hofe. Die Hallen, die gewölbte Treppe, die Säle, Gänge und Zimmer — alles das war aufs Festlichste geschmückt. Kaum ritten Rimini und seine Schwester durch das Thor, so empfing sie ein lauter Jubelruf. Geschmeichelt und versöhnt schwang sich Rimini vom Rosse, warf den Zügel einem seiner Knechte zu, während Herr Hugh die Marchese von ihrem Maulthier hob und sie und ihren Bruder mit zierlicher Rede als seine Gäste begrüßte. Der Ritter sprach sodann:

„Kommt jetzt mit mir, Ihr werthen Gastfreunde. Oben harren noch mehrere liebe Menschen, die sich über Eure Ankunft freuen und die ich Eurem Wohlwollen empfehlen muß.“

Er geleitete sie hinauf in die Herrenstube und bat sie Platz zu nehmen. Dann ging er in ein Nebengemach, woselbst Benno mit den Kindern wartete, nahm diese dann bei der Hand nnd führte sie zu der Marchese, welche erstaunt und mit einem eigenthümlich prüfenden Blick die Kleinen betrachtete.

„Seht hier, theure Freundin,“ sprach Herr Hugh mit bebender Stimme, indem er es nicht vermochte, länger seine Thränen zurückzuhalten, „seht meine armen verwaiseten Kinder. Sie haben viel verloren, aber ich hoffe, sie werden dafür wieder viel gewinnen. Ihr werdet ihnen die Stelle

der verewigten Mutter ersetzen, denn Ihr seid ja gütig und mild, wie meine unvergeßliche Trautmunde es war."

Hier mußte Herr Hugh enden, denn der in ihm aufsteigende Gram preßte ihm die männliche Brust. Er stand mit den Kleinen vor der Marchese, die stumm und gleich einer Bildsäule auf dem Ruhestuhle saß und die Kinder mit einem Blicke ansah, in dem alles Feuer eines heißen Widerwillens und unbezwinglicher Abneigung glühte, während sie sich mit aller Kraft ihrer starken Seele bemühte, dieses widrige Gefühl zu verbergen und niederzukämpfen.

Rimini stand neben ihr und erwartete mit steigender Verlegenheit, ob Violante nicht den Kleinen mit liebevoller, oder doch wenigstens liebeheuchelnder Freundlichkeit entgegenkommen würde. Die Kinder reichten ihre Händchen dar, denen aber keine Hand liebreich entgegen geboten ward. Benno stand hinter Hugh und sah die Marchese mit durchdringendem Blick an. Er las in ihrer Seele. Das Peinliche dieser seltsamen Scene nicht länger ertragend, ergriff Rimini die Hände der Kinder, indem er sie mit schmeichelnden Worten begrüßte und seinem Leibdiener befahl, die mitgebrachten Geschenke in das Zimmer der Kleinen schaffen zu lassen.

Jetzt kam die Marchese wieder zu sich. Sie fühlte plötzlich, welche Blöße sie sich gegeben hatte, aber sie besaß Geist genug, um auf eine feine Weise sich zu helfen.

„Erstaunt nicht, mein ritterlicher Herr, über mein, Euch vielleicht seltsam scheinendes Benehmen. Ich hatte jüngst ein wunderbares Traumgesicht, in welchem eine hohe ritterliche Frau mir zwei liebe Kinder zuführte und dieselben meiner Fürsorge empfahl. Gewöhnt auf das Spiel der Einbildungskraft, welche während des Schlummers nur um so thätiger ist, nie zu achten, sagte ich Niemanden etwas davon. Aber der plötzliche Anblick dieser theuren Kinder überrascht mich um so mehr und mächtiger, je größer ihre Aehnlichkeit mit denen ist, die ich im Traume ah. Ja, Herr von Waldstatt, ich sah Eure, — nein, meine — theuren Kleinen; ich sah sie im Traume und ich bin betroffen über die wunderbare Fügung der Vorsehung, die mir, ehe mein Auge sie schauen konnte, im Geiste schon die lieblichen Züge der Kleinen mit klarer Deutlichkeit vorgeführt hat.“

Herr Hugh sah mit unverstelltem Erstaunen auf die Römerin. Dann entgegnete er sehr ernst:

Es ist nichts Seltenes, daß Gott uns im Geiste Manches schauen läßt, dem wir später auch leiblich nahe kommen oder mit dem wir künftig eng ver-

bunden werden sollen und man vermag ohne Zweifel dadurch zu erkennen, wie uns die Vorsehung einen Fingerzeig zum recht innigen Umfassen des uns bestimmten Gutes geben will. Nichts geschieht ohne Gottes Fügung. So erkennet denn auch Ihr, meine theure Freundin, daß Euch der Höchste gewißlich zur Mutter dieser Waisen bestimmt hat und weihet ihnen jene Sorgfalt und Anhänglichkeit, welche gute, theilnehmende Menschen, allen denen erzeigen, mit denen sie durch göttliche Bestimmung eng verbunden sind.''

,,Ja, mein edler Herr, ich bin ganz Eurer Meinung,'' erwiederte die Marchese ernst und mit scharfer Betonung der Worte; ,,darum empfangt denn mein Versprechen, daß ich mit aller Liebe, Sorgfalt und Treue diese Kleinen pflegen will. Ja, ihr guten Kinder,'' sprach sie jetzt, indem sie sich an Kuno und Gertrude wendete, die sie bisher mit ängstlicher Furcht betrachtet hatten, ,,ich will Euch die Stelle Eurer verstorbenen Mutter ersetzen. Niemand in der Welt kann euch so sehr lieben, als ich, die Gott selbst zu Eurer Mutter bestimmt hat. Ich werde Euch lieben, bis mich einst das Grab aufnimmt.''

Nach diesen kalt und mit erkünstelter Betonung gesprochenen Worten umarmte sie die Kleinen, die ihre erzwungenen Liebkosungen schaudernd duldeten

und dabei thränenvolle Blicke nach Benno warfen, der ein stummer Zeuge dieses seltsamen Auftrittes war.

Die Marchese bemerkte, indem sie dem Blick der Kinder folgte, den jungen Mann und ein ängstliches Gefühl preßte ihr das Herz. Dann nahm sie wieder im Lehnstuhl Platz und warf einen raschen neugierigen Blick auf das Gemach. Herr Hugh nahte jetzt Benno und stellte ihn der Marchese vor, die einen prüfenden Blick auf das Antlitz des fahrenden Schülers warf, aber schnell und erschreckt vor seinem großen glänzenden Auge wieder zu Boden sah.

„Gewiß wünscht Ihr auch denjenigen kennen zu lernen, der bisher meine und Eure Stelle bei den Kindern vertrat. Seht hier den würdigen Erzieher Benno, von dem ich Euch so oft schon erzählt habe.“

Die Marchese entgegnete verlegen einige bedeutungslose Complimente und erwähnte, daß sie sehr wünsche, Benno möchte noch ferner mit gleich segensreichem Erfolg sein Bestes an den Kindern thun.“

Benno entgegnete hierauf nichts, sondern verbeugte sich blos und trat zurück, um mit den Kleinen das Zimmer zu verlassen.

Das so eben Vorgefallene hatte auf Herrn Hugh einen unerfreulichen Eindruck hervorgebracht

und auch seine Gäste bemühten sich trotz aller ihrer Verstellungskunst vergebens, ihre Verlegenheit zu verbergen. Kaum aber hatten sich die Kleinen entfernt, so übte die Macht der Gewohnheit wieder ihre Gewalt über den Ritter von Waldstatt. Er führte seine Gäste in die ihnen angewiesenen Gemächer und hatte binnen kurzer Zeit die widrigen Gefühle, welche eine, von der Marchese unleugbar erheuchelte Liebe zu seinen Kleinen bei ihm hervorgebracht hatte, vergessen.

Benno blieb vor der Hand in seiner früheren Stellung zu den Kindern. Die Marchese betrachtete ihn zwar mit einem feindlichen Blick, aber sie wich ihm aus und bemühte sich blos, durch mancherlei heuchlerische Künste, durch Geschenke aller Art und durch eben so herzlose, als häufig angewendete Schmeicheleien das Zutrauen der Kinder zu erwecken. Bei Kuno gelang es ihr schnell; aber Gertrudens gereifterer Verstand erkannte oder ahndete die Schlange, welche unter einer Rosenkette zu ihrem Herzen herankroch. Sie blieb ohne Neigung und gewann nie das Herz, der künftigen Stiefmutter mit offener Liebe entgegen zu kommen. Deshalb faßte auch die Marchese gegen das Kind einen glühenden Haß und Gertrude sollte bald erfahren, wie bitter der Kelch des Leidens schmeckt.

Rimini und Hugh ritten täglich aus und

besahen benachbarte Besitzungen, welche verkäuflich waren. Der Reichthum des Römers bot ihm alle Mittel, um sich weitläufige Ländereien, ja selbst das Herrenrecht über viele Dörfer zu erwerben. An einer schönen Stelle in der Nähe von Waldstatt sollte das Herrenhaus entstehen. Der Römer besaß Geschmack und Kenntniße genug, um die Bauleute vollständig zu unterweisen, was er haben wollte und wie es ausgeführt werden sollte. Geld und sein ernster Wille wirkten zusammen und mehrere hundert Arbeiter legten den Grund zu einer Burg, wie das Schweizerland noch keine ähnliche besaß.

In aller Stille feierte Herr Hugh an einem der folgenden Sonntage seine eheliche Verbindung mit der Marchese da Capellione. Der tönende Name der stolzen Römerin erlosch, und von diesem Augenblicke an erkannte das umwohnende Landvolk in ihr die Schweizerin. Die Anhänglichkeit der Unterthanen kam ihr entgegen und wenn sie mit dem Namen auch ihre Gesinnung und Denkungsweise geändert hätte, so würde sie durch Liebe und Treue des Volkes überschwänglich belohnt worden sein. Aber sie stieß die ihr sich nahenden Herzen zum zweitenmale zurück und hatte nun auf immer das Anrecht auf die Zuneigung ihrer Untergebenen verloren.

Herr Hugh wußte von dem allen nichts, son-

dern lebte der beruhigenden Hoffnung, sein Haus wohl bestellt zu haben. Er ging seinen gewohnten Beschäftigungen nach, half seinen Schwager die sich häufenden Geschäfte tragen und kehrte oft erst nach vielen Tagen in die Burg Waldstatt zurück.

Hier gingen jetzt viele Veränderungen vor. Das Gesinde der neuen Herrin war begünstigt, während die treuen Knechte und Mägde des Herrn Hugh täglich hart gescholten und geplagt wurden und unter dem übermüthigen Druck fremder Eindringlinge seufzten. Die Knechte ertrugen mit stummem Grimm das Wesen der Welschen, bis ein unbedeutender Vorfall den Haß zur Wuth entflammte. Nur durch die zufällige Dazwischenkunft des Schloßherren wurde Blutvergießen abgewendet. Herr Hugh vernahm schwere Beschuldigungen aus dem Munde seiner Gattin und entließ seine treuesten Diener, da er auf ihre Vertheidigung nicht hörte und keine gerechte Entscheidung fällen konnte.

Die Mägde hielten aus Anhänglichkeit länger aus und duldeten still, was sie nicht ändern konnten. Endlich verließen sie sammt und sonders freiwillig den Dienst und nun waren alle Plätze mit Fremden besetzt.

Kuno und Gertrude sahen wehmüthig diese auffallende Veränderung. Nur eine treue liebende Seele war noch bei ihnen, ihr Lehrer Benno.

Außer diesem waren ihnen alle Menschen im Schlosse fremd, am fremdesten Die, welche ihre Mutter zu sein versprochen hatte und ihre mütterlichen Pflichten so wenig kannte und beobachtete.

Die Herrin von Waldstatt haßte Benno mit aller Kraft ihrer bösen Seele, aber sie fürchtete ihn noch weit mehr. Sein Blick schon reichte hin, sie zu erschrecken und sein Erscheinen war für sie das Signal, ihm überall zu weichen. In seiner Gegenwart verlor sich ihre heiße Heftigkeit, beugte sich ihr kühner Stolz und durch eine ihr unerklärliche Macht gezwungen, mied sie alle die Orte, wo sie ihn am sichersten zu treffen fürchtete. Das war das Gärtchen und die Kapelle. An diesen beiden Plätzen sah man die Römerin nie.

Benno gab ihr keine Veranlassung dazu. Er erwieß ihr alle Achtung, welche der Burgfrau gebührte und that nie etwas, durch welches ihr seine Gegenwart widerlich werden konnte. Stets heiter, demüthig und seinem Berufe mit voller Seele anhangend, wandelte er still im Schlosse umher. Die Diener, welche allen ihren Haß und ihre Verachtung fühlen ließen, schienen nur ihn allein zu übersehen und genau das Beispiel ihrer Herrin befolgend, blieb er allein vor ihren Neckereien und ihrem Hohne verschont.

So verfloß der Sommer und der Herbst sah

Herrn Hugh nebst seinem Schwager und seiner Gattin wieder auf der Reise nach Rom, woselbst sie die rauhe Winterzeit zubringen wollten.

Hugo und Gertrude sollten nach dem Willen des Vaters mit nach der Weltstadt reisen. Aber Violante wußte die Gesinnung des Ritters zu ändern. Die Kinder blieben mit ihrem Lehrer Benno zurück und erholten sich von den üblen Einflüssen der ihnen widrigen Umgebungen.

Siebentes Kapitel.

Die Zeit der Leiden bricht an.

Ein Jahr war verflossen. Längst war Herr Hugh wieder nach Waldstatt zurückgekehrt. Die Kinder waren erstarkt und durch Benno's Zucht in jeder Hinsicht gereift und mit mancherlei nöthigen und nützlichen Kenntnissen ausgestattet. Das Beste, was ihr treuer Lehrer ihnen durch Gottes Hilfe gab, hatten sie jetzt völlig nöthig. Dieses waren die Grundsätze unserer heiligen Religion, welche uns Kraft geben zum Ertragen aller Leiden und Widerwärtigkeiten, welche uns stärken, wenn wir wanken und straucheln und die uns aufrecht halten, wenn uns die Prüfungen niederbeugen wollen, welche die Vorsehung zu unserer Besserung uns zuzusenden für gut findet.

Kuno und Gertrude hatten eine Stiefmutter und das wäre an sich selbst nichts Schlimmes gewesen. Aber sie hatten eine böse und ruchlose Stiefmutter und ach! das war für die armen Kinder sehr schlimm.

Hatten sie denn nicht noch ihren Vater? werdet ihr fragen, ihr lieben Leser. Ja, sie hatten noch einen Vater, aber die Stiefmutter hatte durch böse

Ränke sein Herz ganz und gar von ihnen abgewendet und Herr Hugh dachte jetzt ganz anders von seinen Kleinen. Er that ihnen Unrecht, denn sie hatten durch Nichts seine böse Meinung verschuldet. Aber die Stiefmutter wußte es schon darnach anzufangen, daß ihnen sehr viel und mitunter sehr Schlimmes zur Last gelegt wurde und sie sorgte auch treulich dafür, daß es durch eine ihrer Creaturen Herrn Hugh hinterbracht wurde. Da entbrannte dann der Zorn im Herzen des Ritters und die armen Kinder wurden mit schweren Strafen heimgesucht. Das Vaterherz erkaltete nach und nach und die Liebe wich mehr und mehr, je öfter Herr Hugh gereitzt wurde. Er verstieß die Kleinen und nur in Benno's Liebe fanden sie Trost und lindernde Hilfe.

Das war eine traurige und schwere Zeit für die armen Kleinen. Aber sie war es nicht allein für sie, sondern auch für Benno und für die armen Landleute, die um das Schloß wohnten und dem Ritter von Waldstatt zinsbar waren.

Herr Hugh war schwer gegen seine Kinder gereizt; schwerer noch gegen Benno. Das Lob, welches sonst von seinen Lippen floß, ward jetzt in harten Tadel verkehrt und Benno durfte sich nur sehr wenig vor den Augen des Schloßherrn blicken lassen. Aber er ertrug still die Ungerechtigkeit des

Ritters und lehrte die Kinder, auch in der härtesten Behandlung und in der empfindlichsten Strafe, die zwar irrende, aber wohlmeinende Hand des Vaters erkennen und ehren.

Ein schwerer Druck lag auf dem seufzenden Landvolke. Hohn und Uebermuth machten sich geltend und wer es wagte, die Hand gegen einen der fremden Knechte zu erheben, der büßte seine Kühnheit in den Verließen der Burg Waldstatt oder in den festeren Zwingkerkern des neuen Schlosses, das Rimini, der Schwager des Herrn Hugh, jetzt ganz zur Vollendung gebracht hatte.

Ein freistehender Felsenhügel war geebnet worden. Von dort schaute die stolze Veste auf das liebliche fruchtbare Thal herab. Hier hauste Rimini mit denjenigen seiner Anhänger, die durch die Folgen der Empörung Hab und Gut verloren hatten. Sie dienten jetzt demjenigen, durch dessen Schuld sie unglücklich geworden waren und ließen ihren Unmuth über die bedrängte Lage, in welcher sie sich befanden, oder über die Launen ihres Herrn, schrecklich an den armen Landleuten aus. Zwar duldeten diese nur mit äusserstem Widerwillen den schweren Druck; zwar gab es oft heftigen Zwiespalt, der in Kampf und Blutvergießen ausartete. Aber durch Gewalt wurde unterdrückt, wer sich nicht freiwillig knechten lassen wollte und eine schreckliche Rache

lehrte die Bauern, daß es gerathen sei, sich lieber mißhandeln zu lassen, als durch einen ohnmächtigen Widerstand die Rache der Mächtigen zu reizen.

Der treueste Genosse aller Frevelthaten des Sennor Rimini war aber — Herr Hugh! So sehr hatte der Einfluß des Bösen bei ihm überhand genommen, daß er selbst mit Hand anlegte, wenn es galt, Ungerechtigkeiten und Härte auszuüben. Er, der früher Freund und Wohlthäter seiner Unterthanen gewesen war, er, den sie segneten und für dessen Wohl sie beteten; er ärndtete jetzt Flüche für seine Grausamkeit und der Haß gegen ihn war fast so groß, als der gegen die Ausländer, von denen man sich ohnehin nie etwas Gutes versehen hatte.

Wir wollen unsere lieben Leser nicht mit der Erzählung all' des Jammers und der Qualen ermüden, welche die unschuldigen Kinder und ihr treuer Erzieher Benno zu erdulden hatten. Aber damit sie doch wissen, was es für ein Glück ist, gute liebreiche Aeltern zu besitzen und wie theuer man diese unaussprechliche Wohlthat schätzen müsse, so theilen wir nur wenige Züge aus diesem Jammerleben mit.

Eines Morgens rief die Edelfrau von Waldstatt wieder nach Benno und den Kindern. Herr Hugh war auswärts und sie gedachte, ihrer üblen Laune

an den armen Kleinen, die ihr immer im Wege waren, freien Lauf zu lassen.

Benno folgte mit seinen Pflegbefohlenen der Dienerin auf dem Fuße, und trat demüthig in das Gemach, wo ihn die Herrin von Waldstatt erwartete!

„Sagt mir, Benno, weshalb werden denn die Kinder nie hieher zu mir geführt?“ rief die Italienerin.

„Ihr dürft nur befehlen,“ entgegnete der Jüngling demüthig, „und sie werden täglich, so lang Ihr es wünscht, um Euch sein.“

„Nun gut, wenn Ihr dazu erst meines Befehls bedürfet, so ertheile ich ihn Euch hiermit in aller Form. Ihr werdet Euch darnach richten!“ setzte sie drohend hinzu.

Benno schwieg und die Kinder schlossen sich nahe an ihn an, als ob sie seines Schutzes zu bedürfen glaubten.

„Komm näher, Gertrude,“ sprach Violante; „ich wünsche einige Worte mit dir zu sprechen, um doch zu sehen, was dein Lehrer dir lernt und wie ihr unterrichtet werdet. Sage mir, Kind, wen liebst du denn auf dieser Erde unter allen Menschen am meisten?“

Das Kind besann sich ein wenig, dann sprach es: „Meine Aeltern und meinen Lehrer.“

„Gut eingeprägt; deinen Vater und mich, dann erst kommt dein Lehrer. Aber sprich: wen würdest du denn mehr lieben, mich oder Frau Trautmunde, die früher deine Mutter war?“

Gertrude brach bei dieser herzlosen Erinnerung an die Verstorbene in ein lautes Weinen aus.

„Was bist du für ein abgeschmacktes, widerliches Geschöpf?“ spottete Violante. „Weshalb weinst du? Sprich, sogleich!“

Benno ergriff jetzt das Wort und sagte sanft: „Gnädige Frau, wie mög't Ihr eine solche Frage an das arme Kind stellen. Bedenkt daß Ihr dadurch alles Weh einer schweren Vergangenheit wieder hervorruft. Wie könnte ein gutes Kind an die verstorbene Mutter denken, ohne ihren Verlust bitter zu empfinden, besonders . . .“

„Seltsam!“ unterbrach ihn die Stiefmutter mit bitterem Hohn. „Ihr seid wahrlich durch und durch ein Lehrer. Ja, es scheint mir, Ihr wollt Euch Mühe geben, mich selbst zu belehren, was ich zu sprechen habe, oder was ich nicht sagen dürfte?“

Da Benno ihr hierauf keine Antwort gab, fuhr sie erbitterter fort:

„Ich kenne Euch, Benno! Ihr prägt den Kindern zwar täglich ein, was sie verloren haben, aber Ihr lehrt ihnen nicht einsehen, was sie dafür gewannen. Ich bin jetzt ihre Mutter und ich er-

setze ihnen vollkommen, was sie verloren. Wäret Ihr ein treuer, redlicher Lehrer, der es mit Aeltern und Kindern gleich gut meinte, so würdet Ihr alles thun, um ihnen die Vergangenheit vergessen zu machen und sie täglich darauf hinweisen, was sie an mir besitzen. Aber Ihr thut gerade das Gegentheil!"

„Nicht doch, gnädige Frau," sprach Benno, „ich bemühe mich, gerade so, wie Ihr es so eben deutlich ausgesprochen habt, die Kinder anzuweisen, daß sie Euch als ihre Mutter ehren und lieben sollen. Doch Ihr müßt dabei nicht vergessen, daß auch Ihr das Eurige dazu beitragen müsset, wenn die Kinder sollen vergessen können, was sie verloren haben."

Die Stiefmutter erblaßte; sie verstand ganz gut, was Benno mit diesen Worten sagen wollte und beschloß, sich an ihm und den Kindern für diesen scharfen Tadel zu rächen.

„Es ist gut," sagte sie langsam und bedächtig, „ich verstehe Euch sehr wohl und will Euren Rath befolgen."

„Doch du, mein liebes Kind," sagte sie heuchlerisch zu der zitternden Gertrude, du wirst für die Zukunft die meiste Zeit in meiner Umgebung zubringen. Bisher triebst du dich mit deinem Bruder Kuno umher und ich bemerke mit großem

Mißfallen, daß du ganz die dreisten Sitten eines Knaben angenommen hast. Das muß anders werden. Mädchen müssen sich nicht mit Buben herumtreiben im Gebirg und Wald und auf dem See. Sie gehören zur Mutter; dort sollen sie feine und milde Sitte, Fleiß und Arbeitsamkeit lernen und sich auf ihren Beruf als künftige Besorgerinnen der Häuslichkeit vorbereiten. An das alles hat dein kluger Lehrer, wie es scheint, noch gar nicht gedacht. Er lehrte dir zwar allerlei Künste und Kenntnisse, in welchen gewöhnlich Frauen unerfahren zu sein pflegen; Dinge, welche sie durchaus nicht lernen müssen und für die sie weit Nützlicheres lernen könnten; aber das muß aufhören. Ich befehle dir also, daß du von nun an nie mehr ohne meine besondere Erlaubniß dich mit deinem Bruder im Garten oder auswärts herumtreibst. Du wirst jeden Tag früh Morgens zu mir kommen und ich werde selbst für deinen Unterricht besorgt sein. Geh jetzt in mein Schlafgemach, warte dort, bis ich dich rufe und vergiß meinen Befehl nicht; hörst du?" setzte sie mit einer drohenden Bewegung der Hand hinzu.

Gertrude gehorchte schluchzend und ging in das Nebenzimmer. Dort setzte sie sich auf einen Polster und zerfloß in Thränen.

„Nun Kuno, habe ich mit dir zu sprechen,“ fuhr die erbitterte Stiefmutter fort. „Komm schnell hierher.“

Der Knabe, dessen Herz und Gefühl durch die gegen seine Schwester bewiesene Härte, sowie insbesondere durch das höhnische Benehmen Violantens gegen den heißgeliebten Lehrer im höchsten Grade gekränkt und verletzt war, schien vor Furcht und Entsetzen außer Stande zu sein, dem barschen Befehl zu gehorchen.

„Sogleich gehorche, Kuno,“ rief Benno ängstlich, weil er alles vermeiden wollte, was der gereitzten Frau Gelegenheit geben konnte, gerechte Klagen über ihn oder die Kinder bei dem Herrn des Schlosses zu führen.

„Schweigt!“ herrschte ihm die erbitterte und boshafte Welsche zu, „oder besser, hinaus mit Euch, dessen Anblick mir so zuwider ist;“ setzte sie hinzu, indem sie erbleichend den Blick von Benno abwendete.

Der Jüngling zögerte einen Augenblick, doch er faßte sich schnell und verließ das Gemach wehmüthigen Blickes.

Kuno brach in ein lautes Weinen aus.

„Willst du schweigen, ungerathener Bube?“ herrschte ihm die erbitterte Welsche zu. Der Knabe sah sich ängstlich nach einem Ausweg zur Flucht um;

allein das boshafte Weib bemerkte es, sprang nach der Thüre und verriegelte dieselbe.

„Hierher zu mir, schnell!“ rief sie hierauf, indem sie sich wüthend in den Stuhl warf.

Aber der Knabe blieb ängstlich stehen und rief Benno um Hilfe an.

„Du wirst also nicht kommen, Bursche? Zum letzten Male sage ich dir, du sollst hierher kommen und dich vor mir niederknieen.“

Aber Kuno gehorchte nicht. Da er nun bemerkte, daß die Thüre zum Schlafgemach offen war, so stürzte er schreiend dahin, fiel der dort sitzenden Gertrude um den Hals und beide Kinder verkrochen sich in furchtbarer Angst hinter dem Bette des Vaters.

Violante stieß ein helles Gelächter aus, öffnete das Fenster und rief einen der unten im Hofe beschäftigten Knechte zu, eine Peitsche zu nehmen und herauf zu kommen.

Bald hörte man den schweren Tritt des Welschen; Violante öffnete die verschlossene Thüre, ließ ihn in das Zimmer und befahl ihm, die Kinder aus dem Schlafzimmer zu bringen.

Der rohe Mensch, der schon öfter Zeuge von Violantens Härte gegen die armen Kleinen gewesen war, grinßte höhnisch und ging nach dem ihm bezeichneten Orte, um den erhaltenen Auftrag zu voll-

ziehen. Das laute Jammergekreisch der Kinder verrieth ihm den Ort, wo sie sich verborgen hatten und er ergriff sie mit roher derber Hand, um sie vor seine Herrin zu schleppen.

Jetzt lag Kuno mitten im Zimmer; die Angst wirkte so lähmend auf die Nerven des achtjährigen Kindes, daß es nicht mehr die Kraft besaß, sich auf den Füßen zu erhalten.

„Nimm deine Peitsche zur Hand, Bratolo,“ sprudelte die Stiefmutter wüthend, „nimm sie und stelle dich so, daß er dir nicht entrinnen kann.“

Der Knecht ergriff die Hetzpeitsche und stellte sich hinter Kuno mitten in das Zimmer.

„Hinweg, Gertrude, hier gibt es eine Züchtigung, ich will deinem Bruder Gehorsam lehren; also fort von ihm, hinaus in das Schlafzimmer.“

Das Mädchen wich nicht, sondern beschäftigte sich mit Kuno, der blaß, wie eine Leiche und am ganzen Leibe zuckend, an der Erde lag.

„Oeffne die Thüre meines Schlafgemachs, Bratolo,“ rief das unmenschliche Weib, in immer größere Wuth gerathend.

Der Knecht gehorchte.

„Jetzt peitsche dieses Mädchen hinaus in mein Schlafzimmer!“

Der Knecht zögerte; selbst dieser rohe Bursche fühlte, daß hier etwas geschah, durch das gegen die

heilige Unschuld der Kindheit und Geschwisterliebe gesündigt wurde.

„Seht den Knaben an, Madonna," sprach er rauh, „das Kind ist krank und seine Schwester sucht ihm beizustehen."

„Ich werde dich züchtigen lassen, Schurke," rief Violante aufspringend, „wenn du nicht sogleich gehorchst!"

„Soll ich wirklich?" fragte er nochmals, indem er mit der Peitsche ausholte.

„Du sollst! ich weiß, weshalb ich diese Rangen peitschen lasse!" rief Violante höhnisch. „Zugehauen!"

Jetzt regnete es Peitschenhiebe auf Gertrudens zarten Körper herab. Das Kind sank wimmernd auf die Erde und suchte mit seinem Leib den Bruder zu bedecken.

„Genug!" schrie endlich Violante, in deren Augen eine thierische Freude leuchtete, „jetzt ist es genug, Bratolo. Jetzt nimm sie und wirf sie hinaus in mein Schlafgemach, zeige ihr dort deine Peitsche und möge sie dieselbe nicht vergessen, denn dieses Mittel werde ich noch öfter anwenden, um ihr Gehorsam und Liebe gegen mich einzuflößen."

Der Knecht that ihren Willen, hob die ohnmächtige Gertrude von der Erde auf, trug sie aber mit mehr Schonung, als man hätte von ihm erwarten

sollen, hinaus in das Schlafgemach und legte sie sanft auf die Kissen nieder. Jetzt kehrte er zurück in das Zimmer und wartete auf weitere Befehle.

„Nun, Kuno, jetzt ist die Reihe an dir. Glaube nicht, daß ich vor deiner Krankheit erschrecke! Ich kenne dein Uebel, an dem du leidest und ich weiß auch das Mittel, dich davon zu heilen. Jetzt komm eilends herzu und kniee vor mir nieder!"

Der Knabe versuchte es, sich zu erheben; aber seine Kraft war gebrochen, er vermochte kaum zu kriechen.

„Aufgepeitscht! Bratolo, zugehauen!" rief die Grausame.

Der Knecht that was ihm geheißen ward; Kuno kroch unter fürchterlichen Mißhandlungen zu den Füßen seiner Stiefmutter und nun gab sie dem Knecht Befehl, inne zu halten.

„So, mein Kind, so lehre ich dir gehorsam sein. Eine solche Mutter, wie ich bin, hat dir gefehlt, darum nahm Gott deine frühere hinweg und fügte es, daß du unter meine Hände kamst;" rief sie unter schallendem Gelächter mit frevlem Spott. „Wirst du in Zukunft gehorchen, oder nicht? Bursche?"

Der Knabe stöhnte ein dumpfes Ja hervor und nun folgte noch von Seite seiner Pflegmutter eine höhnische Strafpredigt. Als Violante ihrer

Bosheit hinlänglich Raum gegeben hatte, schickte sie nach Benno; dieser war aber im Schlosse nicht zu finden. Da erhob sich die Italienerin, um im Gärtchen den Jüngling zu suchen. Nur in Begleitung ihres Gatten war sie einige male dort gewesen, bisher aber nicht mehr dorthin gekommen. Heute war sie besonders erregt und ein ihr selbst unbegreiflicher innerer Drang trieb sie an, den verhaßten Aufseher der Kinder an diesem Orte aufzusuchen.

Es war Vormittags neun Uhr, als die grausame Herrrin von Waldstatt in das Schloßgärtchen trat. Sie ging über den Vorplatz und vermuthete den Lehrer der Kinder im nächsten Gebüsch. Keck, obwohl von einem ihr unerklärbaren Schauder geschüttelt, trat sie zwischen die uralten Eichen, die hier einen zwar kleinen, aber schattigen Hain bildeten. Plötzlich blieb sie stehen und starrte in das Dunkel des Ganges. Das Haar sträubte sich ihr, die Augen traten ihr weit aus den Höhlen, Fieberschauer schüttelten sie; ein gräßlicher Anblick erkältete das Mark in ihren Gebeinen und die geisterhafte Macht einer gespenstischen Erscheinung tödtete sie fast.

„Capellione, hinweg, schrecklicher Schatten!“ hörte man sie laut genug rufen, daß es selbst die

Bewohner des Schlosses, die Dirnen und Knechte hören konnten.

Wie Nebel erhoben sich Dünste im Hintergrunde des Gartens. Eine bleiche Gestalt trat dort hervor, ein Mann im schwarzen Sammtgewande. Die Erscheinung drohte mit erhobenem Arm gegen Violante, die vor Entsetzen sprach- und bewegungslos war. Plötzlich verschwand das Wesen; aber die Edelfrau stürtzte, gejagt von dem fürchterlichsten Entsetzen, dem Wahnsinne nahe, in das Schloß. Hier fiel sie ohmächtig zu Boden.

Alles eilte herbei; man trug die Ohnmächtige in ihr Schlafgemach, wo die Kinder noch immer sich befanden. Niemand wußte, wodurch dieser unglückliche Zufall sich ereignet haben konnte. Aber Bratolo erzählte, daß die Burgfrau durch die Kinder Veranlassung zu heftigem Zorn und zu einer großen Gemüthsbewegung gehabt hätte. Jeder schalt nun herzlos auf die armen Kleinen; das ganze Schloß widerhallte von Drohungen; jeder wußte etwas Schlimmes von ihnen oder Benno zu sagen; sie waren die Ursache von der plötzlichen Erkrankung der Gebieterin.

In diesem Augenblicke kam Herr Hugh zurück in das Schloß. Erhitzt von einem Zwiste mit dem Schwager und einigen der bei ihm auf der neuen Burg hausenden Landsleute, gerieth er in noch

größeren Zorn, als er Niemand im Hofe fand, der ihm das Pferd abgenommen hätte. Kochenden Herzens stieg er die Treppe hinauf und fand im Zimmer die Dienerschaft schwatzend beisammen, die Zofen mit seiner ohnmächtigen Gattin beschäftigt. Betroffen erkundigte er sich nach der Ursache des Unfalls und geschäftige Zungen berichteten schonungslos, was vorgefallen war und daß die Kinder Ursache des heftigen Unfalles wären, der die Gebieterin betroffen hätte.

Der Ritter, in dem längst schon die Abneigung gegen die Kleinen mit dem liebenden Gefühl des Vaterherzens kämpfte, ergrimmte und die Kinder erduldeten zum zweitenmale schwerere Mißhandlungen. Fußtritte und Faustschläge wechselten und nur durch das Dazwischentreten einiger Mägde, welche sich zwischen ihn und die kreischenden Kinder warfen, wurde Unglück verhütet und die Armen den Händen ihres mit unmenschlichen Mißhandlungen gegen sie wüthenden Vaters entrissen.

Diese einzige Scene mag hinreichen, um Euch, Ihr lieben kleinen Leser, einen Begriff von den Leiden zu geben, die Kuno und Gertrude erdulden mußten. „Ach! die armen Kleinen!“ werdet Ihr denken, „wie sind sie zu beklagen.“ Wohl sind sie das, aber noch mehr wäret Ihr es, Ihr lieben Leser, wenn Ihr Eure guten Eltern, die es so

wohl mit Euch meinen, durch Ungehorsam kränktet. Denket, welches Glück Ihr besitzt, indem Euch Gott Eure guten Eltern erhalten hat. Wenn Ihr je einmal ungehorsam und überhaupt nicht so waret, wie es guten Kindern ziemt, so denkt: Ich will gewiß nie wieder meine Aeltern betrüben, vielmehr alles thun, was ich kann, um ihnen Freude zu machen. Denn kein größeres Unglück könnte Euch treffen, als wenn Ihr Eure guten Aeltern verlöret, und fremde Menschen deren Stelle an Euch verträten. Fremde sind zwar selten so schlimm, als die böse Violante, von der Ihr überhaupt noch recht viel Schlimmes hören werdet; aber sie sind auch gewiß nie so gut gegen die Kinder, als die rechten Aeltern, und arme Waisen, welchen Gott ihre Aeltern frühzeitig hat sterben lassen, wissen oft recht viel zur Bestätigung der Wahrheit dieser Worte zu erzählen.

Schlimmer noch als Kuno und Gertrude, die doch wieder Hilfe bei Benno fanden, der treu bei ihnen aushielt, sie tröstete, stärkte, aufrichtete und ihnen wunderbar kräftig Beruhigung und Standhaftigkeit einflößte, obwohl sie von Tag zu Tag abnahmen, und ihre Gesundheit bei der harten Behandlung litt; — schlimmer noch, als sie, waren die umwohnenden Landleute daran. Das Jahr, in welchem diese Begebenheiten auf Burg Waldstatt

sich zutrugen, war ein hartes Jahr des Mangels und Mißwachses. Der sonst so gütige Himmel hielt seine Wohlthaten zurück und Unfruchtbarkeit des Landes vereitelte die schönen Hoffnungen der Landleute. Ueberall war deshalb Klage und Noth und Jedermann litt Mangel an den gewöhnlichsten Bedürfnissen, die doch so unentbehrlich sind. Da kam die Zeit heran, wo die Zehnten und andere Abgaben an den Burgherrn entrichtet werden mußten und jetzt begann erst das Elend über die Bauern hereinzubrechen.

Wir haben schon früher berichtet, daß die Fremden sich durch Hohn und Bedrückungen mancher Art bei den armen Landleuten auf das Aeußerste verhaßt machten. Die Schweizer sind ein stolzes Gebirgsvolk und seit undenklichen Zeiten lebten sie mit den Rittern und Grundherren in Frieden und Eintracht, denn Niemand wurde bedrückt oder mit Geringschätzung behandelt, war er auch noch so arm. Ein gemeinsames Band gegenseitiger Liebe und Anhänglichkeit verknüpfte die Ritter mit dem Landvolke und dieses wieder mit seinen Grundherren. Eintracht machte das starke Volk noch stärker und die große Felsen- und Bergwelt, welche es bewohnte, wurde eine unbezwingliche Burg, in welcher Friede und sorgenlose Sicherheit segnend thronte und an deren starren Wänden und gefahr-

drohenden Pässen alle Anschläge der Feinde scheiterten. Freiwillig, nie bezwungen, unterwarfen sich die Schweizer dem Scepter eines großen und mächtigen Fürsten, des deutschen Kaisers; aber Ritter und Volk bewahrten nebenbei eine edle Selbstständigkeit. Sie hatten ihre eigenen Gesetze, übten ihr eigenes Recht und der Fürst gewährte dem frommen und tüchtigen Volke gerne diesen Vorzug.

Der neue Druck und die Verachtung der Geringen, diese gehässigen Mißbräuche der Mächtigen gegen die Schwachen, waren den Schweizern etwas Unbekanntes und lasteten deshalb noch um so schwerer auf Menschen, welche sie vorher nie empfunden hatten. Die alte Anhänglichkeit war so groß, daß man gerne etwas ertrug, nicht brechen wollte und immer auf bessere Zeiten hoffte. Man berieth sich mit Nachbarn, die nicht so unglücklich waren und erhielt den Rath, geduldig auszuharren und in Ruhe zu erwarten, bis sich die Zeiten ändern würden. So trug denn das edle, gute Volk, was ihm Gott auferlegte. Der Widerstand hörte auf, man erhob keine Hand mehr gegen die Fremden, sondern hoffte, daß durch Nachgiebigkeit, durch Geduld und Ergebung alles sich bald zum Besseren wenden würde.

Da kam das Mißjahr und jetzt erst begann die Zeit der Leiden, denn jetzt konnten die Mäch-

tigen sich für alles rächen, wodurch sie sich beleidigt glaubten.

Freilich duldeten nur diejenigen, welche unter Riminis und seiner Schwester Hand waren, den Druck; aber es waren doch mehrere hundert Landleute und diese sahen sich so hart behandelt, während ihre nächsten Nachbarn eines ungetrübten Glückes genossen. Darum fiel es ihnen doppelt schwer und jedes Weh ward zwiefach unerträglich.

Herr Hugh war früher der Freund und Beschützer seiner Unterthanen gewesen. Jetzt stand es ganz anders mit ihm. Durch Riminis Verführung war er fast umgewandelt und im Schlosse von Waldstatt litt es ihn nicht mehr, weil er mit seiner Gattin nicht glücklich lebte. Violante machte ihm das Leben zur Last. Ihre beständigen Klagen, ihre Vorwürfe, daß sie sich unglücklich fühle und es bereue, in das verhaßte Schweizerland gezogen zu sein; alles dieses raubte dem Herrn Hugh den Frohsinn und vergällte ihm den Aufenthalt im heimischen Schlosse Oft stiegen düstere Gedanken in ihm auf, Zweifel, ob denn wohl die Kinder, die er so sehr geliebt hatte, an denen heimlich noch immer sein Herz hing, ob sie denn wirklich so ruchlos sein sollten, als Violante sie immerwährend schilderte. In einem solchen Augenblick erinnerte er sich dann ganz des Glückes, das er früher be-

sessen hatte und eine tiefe Wehmuth erfüllte seine Seele. Er ward dann zweifelhaft an dem Werthe Violantens; er hielt sie für bösartig und die armen Kleinen standen ganz gerechtfertigt vor ihm, die Mißhandlungen, die sie von der Stiefmutter und ihm erduldeten, reuten ihn auf das Bitterste. Er warf dann einen prüfenden Blick auf seine Umgebungen, er prüfte das Verhalten seiner Gattin, das der Diener und Zofen, die sie aus Welschland mitgebracht. Er bedachte, mit welcher Schnelligkeit und welchem Eifer man seine alten treuen Diener aus dem Schlosse verjagt hatte. Dann sah er alles klar, er erkannte, daß man ihn bethört, umgarnt hatte, daß er nicht so gehandelt, wie er sollte; Herr Hugh sah das Netz, in dem er gefangen lag, ergrimmte, und wollte es zerreißen. Dann stürzte er hinaus, überhäufte Violante mit Vorwürfen, jagte das welsche Gesindel im Schlosse durch seine ungestüme Heftigkeit in Furcht und Entsetzen. Alles zitterte vor ihm, vor dem dräuenden Herrn und zuletzt litt es ihn selber nicht mehr im Schlosse. Nachdem er die Kinder gesehen, umarmt, geliebkoset, getröstet hatte, trieb ihn die Gewalt des erwachenden Gewissens hinaus auf die Jagd, in die finstersten Wälder. Da überließ er sich dann seinen quälenden Gedanken, machte sich selbst die bittersten Vorwürfe und faßte auch wohl

den festen Vorsatz, anders zu werden. Aber die Macht des Bösen war schon zu groß gewachsen. Herr Hugh bedurfte des Rathes; er ritt dann — nicht zu einem seiner alten, redlichen Freunde, — sondern es trieb ihn zu Rimini, den er für den Weisesten und Klügsten aller Menschen hielt. Aber die Redekünste des falschen Welschen verlöschten wie mit einem Zauberschlage alle guten Vorsätze. Beim Gelage vergaß Herr Hugh sich selber und was er hätte sein sollen und wenn er dann heimkam, vollendete Violante das Werk ihrers Bruders und der Ritter gestand ihr mit Beschämung, daß er sich übereilt habe.

Durch solche Vorfälle wuchs dann immer wieder die Gewalt, welche seine Gattin über ihn ausübte. Er hieß alles gut, was sie that und sah alles in demselben Lichte, wie sie es ihm vorstellte. Dies mußten die Kinder schwer, schwerer noch die armen Unterthanen büßen.

Violante haßte die Schweizer von ganzer Seele. Seit ihrer Ankunft in diesem Lande wuchs dieser Haß von Tag zu Tag. Der alte wohlwollende Hausmeister des Herrn Hugh war längst entlassen und ein der neuen Herrin ergebener Mensch, der ihren Grimm gegen das verhaßte stolze Landvolk theilte, hatte seine Stelle eingenommen. Mit eiserner Strenge wurden die Abgaben

eingetrieben und die schwersten Bußen, selbst Verjagung von Haus und Hof, gegen die Säumigen verhängt.

Als 'nun Miswachs eintrat, verdoppelte der Hausmeister seine Strenge und nun gab es beweinenswerthe Scenen, von denen wir unsern lieben Lesern nur eine einzige unter so vielen erzählen wollen.

Unferne des Schlosses von Waldstatt wohnte eine Wittwe, deren beide Söhne, Jünglinge von achtzehn bis zwanzig Jahren, die Feldwirthschaft betrieben und ihre Mutter redlich und treu unterstützten und ernährten. Werni und Jan waren im ganzen Thal beliebt und gerne gesehen und mehr noch war es ihre Mutter, die alte Staufacher, die von Jedermann wegen ihrer Frömmigkeit, ihrer Sanftmuth und Theilnahme an dem Wohlergehen Anderer geliebt und verehrt wurde. Die Staufachers waren arme Leute; ihr Gütlein gehörte dem Ritter von Waldstatt und sie saßen im Pachte darauf. Der neue Hausmeister des Schlosses hatte auf das besondere Betreiben Violantens im Frühjahre ihren Pacht plötzlich übermäßig erhöht, weil die Staufachers nicht vor der Burgherrin sich demüthigten, wie sie es verlangte und wollte. Die beiden Söhne beschwerten sich darüber zuerst bei Herrn Hugh; dieser hörte sie

an und wies sie dann an den Hausmeister, um bei ihm ihre Beschwerden anzubringen. Der Ritter vergaß jedoch, mit demselben zu sprechen, obwohl er sichs vornahm und als nun die Bursche mit dem Welschen verhandeln wollten, entgegnete dieser höhnisch: „es sei der Wille der Burgfrau, daß sie mehr entrichten sollten. Sie säßen mit zu geringem Pacht auf dem Gütlein und könnten wohl noch mehr zahlen, als man von ihnen verlange.“

Als die Jünglinge hierauf entgegneten, „daß ihre Aeltern seit dreißig Jahren und schon unter dem Vater des jetzigen Schloßherren nicht mehr Zins hätten geben müssen,“ sprach der Hausmeister höhnisch:

„Diese Zeiten seien jetzt vorbei. Der Bauer müsse zahlen, damit er wisse, daß er einen Herren über sich habe und nicht hochmüthig und üppig werde. Wollten sie nicht geben, was man von ihnen fordere, so möchten sie das Gut verlassen, denn man würde leicht Leute finden, welche noch mehr zahlen könnten und wollten, als sie.“

Diesen Bescheid brachten die gebeugten Söhne der alten Mutter. Die Staufacher sprach ihnen Muth ein, zog sich bescheidentlich und anständig an und ging aufs Schloß, um bei der Burgherrin selbst eine Bitte um Erleichterung anzubringen.

Nach langem Warten wurde sie vorgelassen und von Violanten mit höhnischem Blick empfangen. Zitternd stand die arme Frau vor der stolzen Welschen und vermochte es kaum, ihre Bitte vorzutragen.

„Lernt Ihr jetzt demüthig sein, Ihr Bauernvolk?" rief Violante schneidend. „Ich will Euch zeigen, wie Ihr Euch gegen uns, Eure Herren, zu benehmen habt. Euren Nacken müßt Ihr beugen lernen, wenn wir Euch dulden sollen. Ja," fuhr sie fort, „ich will demüthige Unterthanen haben, kein eckles, stolzes Gesindel, das sich vor mir brüstet und vor Hochmuth nicht weiß, wie sich der Bauer gegen den Ritter oder die Edelfrau stellen soll."

Die Staufacher wußte nicht, wie die zornige strenge Herrin auf den Gedanken kam, solche Worte gegen sie auszusprechen. Das arme Weib ahndete wohl, daß sie hier eine stolze Gebieterin vor sich habe, die ihren Haß und ihre Unzufriedenheit an den Tag legte. Aber sie wußte nicht, daß sie und ihre Kinder besonders gemeint seien, denn wie sollte denn eine so reiche, vornehme Dame auf so arme Leute achten. Sie wiederholte also ihre Bitte demüthig.

„Nein," schrie Violante laut und unweiblich, „Ihr zahlt alles bei Heller und Pfennig, was

mein Hausmeister auf meinen besondern Befehl Euch auferlegt hat. Hinaus jetzt und wagt es nicht mehr, vor meine Augen zu kommen."

Erschreckt verließ das arme Weib das Gemach und kehrte mit wankenden Knieen nach ihrer Hütte zurück. Dreißig Jahre lang hatte sie hier in Frieden gewohnt und jetzt sollte sie dieselbe verlassen, denn der Zins war zu hoch und einige Beispiele lehrten ihr, daß sie Vertreibung zu erwarten hätte, wenn sie das Verlangte nicht entrichten könnte.

Die Felder wurden bestellt, aber Gottes Segen blieb aus. Es war in diesem Jahre ein Säen, aber keine Erndte. Als nun die Scheunen und Keller leer blieben, und der arme Landmann den harten Winter vor der Thüre sah, ohne zu wissen, wovon er leben sollte, da kam der Hausmeister von Waldstatt, um Zins und Zehnten und den Pacht einzufordern. So kam er auch zu der Staufacher. Hier war die Noth noch größer, weil keine Vorräthe aus besseren Jahren vorhanden waren und die Verzweiflung hatte schon den Frieden aus der Hütte vertrieben. Der Hausmeister trat höhnisch lächelnd ein und fand die ganze Familie beisammen.

„Weshalb zahlt Ihr nicht, Staufacherin?" fragte er kalt.

„Ach! wie mögt Ihr fragen?“ entgegnete die arme Frau weinend, „wir haben gar nichts gebaut und sind so arm.“

„Da werdet Ihr wohl den Pachthof verlassen müssen, denn ich habe strengen Befehl vom Ritter, Euch zu verjagen, wenn Ihr Eure Schuld nicht entrichtet.“

„Das will Herr Hugh nicht,“ entgegnete Werni Staufacher ruhig und mit fester Ueberzeugung. „Wir sind arm, aber ehrlich. Uebers Jahr, wenn uns Gott eine bessere Erndte schenkt, wollen wir alles geben.“

„Uebers Jahr!“ höhnte der Hausmeister, „zahlt Ihr heuer nicht, was Ihr für dieses Jahr schuldig seid, wie könnt Ihr übers Jahr den doppelten Zins entrichten?“

Die Staufachers schwiegen.

„Es ist mir leid um Euch,“ fuhr er heuchlerisch fort, „aber ich habe Befehl, Euch zu verjagen, wenn Ihr Eure Schuld nicht tilget.“

„Ach Gott!“ rief die Staufacher in lautes Weinen ausbrechend, „heute schon, jetzt wollt Ihr uns verjagen? Wohin soll ich, wohin sollen meine Söhne?“

„Das mögt Ihr zusammen bedenken,“ entgegnete der Hausmeister, „vielleicht nimmt man Euch irgendwo auf? Seht selbst, wie Ihr Euch durchbringt.

Jetzt eilt, daß Ihr fortkommt, denn in einer Stunde schon zieht ein neuer Pächter auf den Hof."

Die Jünglinge ballten grimmig die Fäuste und die Staufacher befahl ihnen durch einen Wink Ruhe zu halten. Dann sprach sie:

„Erst laßt mich noch einmal zur Schloßfrau gehen, Herr. Ich will sie um Nachsicht bitten."

„Es ist umsonst, Staufacherin," rief der Hausmeister lachend, „denn gerade auf ihren Befehl soll ich Euch vertreiben und sie selbst hat einem unserer Knechte den Pachthof versprochen, wenn Ihr nicht jetzt sogleich gebt, was Ihr schuldig seid."

„Verhöhnt Ihr uns noch dazu?" rief Werni, in dem der Grimm tobte.

„Wie meinst du das, vorwitziger Fant?' rief der Hausmeister drohend.

„Ich meine, Ihr verhöhnt uns, denn Euer Lachen zeigt mir an, daß Ihr eine Freude dran habt, uns vom Hof jagen zu dürfen?" entgegnete der kecke Schweizer.

„Ich thue hier, was meines Amtes ist, Bursche, nicht mehr, und nicht weniger," erwiederte der Italiener, in dem eine heiße Gluth aufstieg. „Du aber sprichst zu viel, hüte dich! Ich kann lachen und thun, was mir gefällt und du sollst

mir kein schiefes Gesicht ziehen darob, das magst du dir merken."

Werni ergrimmte und trat dem trotzig vor ihm stehenden Welschen näher. Auch Jan, der bisher still und betrübt zugehört hatte, wollte sich in den Streit mischen. Da warf sich die Staufacher zwischen die Zürnenden und bat ihre Söhne um Gottes willen, sich nicht zu vergessen.

Die Jünglinge schwiegen und unterdrückten ihre Gefühle. Die unglückliche Mutter fragte nochmals, „ob sie denn wirklich gehen müßten?" Als ihr der Hausmeister kalt entgegnete, „daß es nicht anders sei," wollten sie ihre geringen Habseligkeiten packen. Aber auch dieses verwehrte ihnen der Grausame.

„Nichts dürft Ihr mitnehmen, als was Ihr am Leibe tragt. Alles andere pfände ich Euch, weil Ihr Eure Schuld nicht entrichten könnt und überdies, weil Eure Söhne so trotzig sich gegen mich vergangen haben. Jetzt fort mit Euch und laßt Euch nie mehr in den Marken des Ritters von Waldstatt blicken, oder Ihr sollt es schwer büßen."

Da wanderten die plötzlich in das tiefste Elend gestürzten armen Leute weinend fort und wußten nicht, wohin? Der Hausmeister aber sperrte die Thüre und eine Stunde darauf zog ein Italiener

in die Hütte ein, um künftig die Wirthschaft auf dem verlassenen Gute zu betreiben. Aus den gefüllten Speichern der Burg erhielt er Vorräthe und Saatkorn für den Winter, während die Staufachers, die dreißig Jahre lange das Gut gebaut und bewohnt hatten, ins Elend getrieben wurden. Zwar gaben ihnen alle Bewohner des Thales, was sie geben konnten. Herzliche Theilnahme und inniges Mitleid empfing sie, wohin sie ihre Schritte wendeten. Aber alles dieses konnte ihnen das Verlorene nicht ersetzen, denn für den arbeitsamen, redlichen Menschen ist schon das eine Qual, wenn er von den Wohlthaten Anderer sich zu erhalten gezwungen ist.

Dieses einzige Beispiel diene unsern lieben Lesern zum Belege, wie jetzt mit den Bewohnern des Thales verfahren wurde. Dadurch verlor sich allmählich die Liebe und Anhänglichkeit und Haß und Zorn erfüllte die Herzen des gedrückten Volkes. Keine Segenswünsche stiegen mehr auf zum Himmel für das Wohl der Schloßbewohner, sondern die Verwünschungen der Unglücklichen verwandelten den Segen in Fluch. Während auf dem Schlosse der Ueberfluß herrschte, darbten die armen Bewohner der Thäler. Die Edelfrau von Waldstatt und ihre Creaturen verhöhnten die Armuth, welche bettelnd an die hohe Pforte kam, um ein

Scherflein zu erhalten. Ja, es soll so weit gekommen sein, daß man Hungernde mit Hunden aus dem Schloßhofe hetzte.

Aber auch aus dem Schlosse war das Glück gewichen. Die Kinder ertrugen ihr elendes Loos ergeben in den Willen Gottes, auf den sie der treue Benno beständig hinwies. Zwischen Herrn Hugh und seiner Gattin kam es aber jetzt öfter, als bisher, zu sehr unangenehmen Auftritten. Violante hatte ihn nie geliebt und geehrt, wie es der biedere Ritter wohl verdiente und Herr Hugh erkannte zu spät, daß er sein Zutrauen an ein Wesen verschwendet hatte, welches dasselbe nicht verdiente und ihn durch Trug und falsche Künste aller Art zwei Jahre lang getäuscht hatte. Da kehrte das irregeleitete Vaterherz spät noch zu den stille duldenden Kindern zurück; da wendete der Ritter seinen Blick auf die gedrückten Unterthanen. Herr Hugh verließ eines Morgens das Schloß und that einen Ritt in das Thal zu seinen Untergebenen. Der Herr kehrte in den Hütten ein und hörte schaudernd die Klagen der Armen. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Zornig und mit dem Entschluß, dieses Uebel vom Grunde auszurotten, kam er in das Schloß zurück. Hier fragte er nach Benno, der noch immer trotz aller Künste Violantens sein ganzes Vertrauen besaß.

Der Jüngking war bald gefunden und Herr Hugh schloß sich mit ihm in ein Zimmer ein.

Herr Hugh und Benno hielten da viele Stunden lange heimlich eine sehr ernste Unterredung. Der Jüngling sagte ihm offen vor, wodurch er sich verfehlt hatte und der Ritter ward durch die Macht der Wahrheit völlig bezwungen und überzeugt. Er sah ein, wie er umgarnt worden war und er zerriß das Netz mit rascher gewaltiger Hand. Da hatten die Kinder einen guten liebreichen Vater und die Unterthanen einen starken und treuen wohlwollenden Beschützer wieder erhalten. Aber das Böse konnte nicht mehr ausgerottet werden ohne Kampf und ohne große Mühe. Das sollte Herr Hugh noch schwer empfinden.

Achtes Kapitel.

Frau Violante von Waldstatt und Sennor Rimini werden entlarvt.

Als Herr Hugh sich selbst wieder gefunden hatte und seiner Gattin falschen bösen Sinn erkannte; als er die Schlechtigkeit des Gesindes entdeckte, das sie aus Welschland mitgebracht und dem die alten treuen Diener seines Hauses hatten weichen müssen; als endlich Herr Hugh einsah, wie man mit seinen theuren, unglücklichen Kindern umgegangen war, und wie man seinen armen Unterthanen mitgespielt hatte; da erwachte in seinem Herzen Schmerz und Zorn, Zorn über sich selbst und über jene, durch die er sich hatte verleiten lassen. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen; er erblickte alle Künste des Truges, durch die er gefallen war. Aber er richtete sich männlich wieder auf vom tiefen Fall. Er erkannte seine Sünde, beichtete mit demüthigem Herzen, bat Gott, ihm gnädig zu verzeihen und ihn künftig auf der Bahn des Guten fest zu erhalten. Zugleich faßte er den festen Vorsatz, alles Unrecht, das er im bösen Wahn und mit verkehrtem Gemüthe begangen hatte, so viel in seiner Macht lag, wieder gut zu machen. Da brach eine schlimme und doch auch wieder eine gute Zeit an.

Denn sobald Herr Hugh diesen guten Vorsatz gefaßt hatte, säumte er auch nicht lange mit der Ausführung. Er war ein strenger, rascher Herr uud liebte keine Umwege. Mit dem Schwert zerhieb er den Knoten, aber es gelang ihm nicht auf einen Streich.

So fällt der Sichere in die Fallstricke des Bösen und gerade die Stärksten sind der Gefahr am meisten ausgesetzt. Darum, wer da steht, der sehe sich wohl vor, daß er nicht falle. Und wer gefallen ist, der bitte Gott mit demüthigem Herzen um Hilfe und Beistand, damit er sich wieder aufrichten könne, eh' es zu spät ist. Denn groß ist die Macht des Bösen und ohne den Beistand des reinen heiligen Gottesgeistes vermag der Sünder sich seiner Gewalt nimmer zu entreißen. Mit dem ersten bösen Gedanken, mit der ersten bösen That gewinnt es Raum im Herzen, dann dehnt und bläht es sich und umgarnt den Menschen, wie ein gräßliches Gespenst und läßt nimmer und nimmer ab, bis er ihn ganz und unrettbar in die Gewalt des Fürsten der Finsterniß gebracht hat.

„Darum zittere vor dem ersten Schritte
Mit ihm sind schon die andern Tritte,
Zu deinem nahen Fall gethan!"

Möchtet Ihr, meine lieben Leser, Euch diese Worte fest ins Herz schreiben, nie leichtsinnig Euch

in den Wirbel der Welt stürzen und mit dem Strome schwimmen. Prüfet alles, jedes Wort, jeden Gedanken, prüft alles, was ihr thut. Prüft auch Eure Genossen, wie sie denken und wie sie handeln. Prüfet alles, behaltet das Beste, und betet täglich zu Gott, daß er Euch auf dem Wege der Tugend und Redlichkeit erhalten möge!

Es traf sich seltsam, daß gerade zwei Tage später, nachdem Herrn Hughs neuer Hausmeister die Staufacherin sammt ihren Söhnen von Haus und Hof vertrieben hatte, der Ritter seinen Sinn änderte und ein strenges Gericht über das Gesinde im Schlosse ergehen lassen wollte. Unter allen war der neue Hausmeister derjenige, auf dessen Haupt am meisten Unbilden und Beschwerden geladen wurden. Dieser Mensch, der dem Ritter ohnehin äußerst zuwider war, hatte sich den Haß aller Thalbewohner durch seine Härte und Grausamkeit zugezogen. Ueber ihn klagte Jedermann, am allermeisten die Armen, die er schwer gedrückt und gemißhandelt hatte.

Herr Hugh wartete noch einen Tag, um ruhig und besonnen und deshalb um so gerechter gegen ihn verfahren zu können. Am Morgen des vierten Tages erhob er sich und rief einem der Knechte im Hofe zu, ihm sogleich den Hausmeister zu senden.

Als diesem Menschen der Befehl des Herrn verkündet ward, erschrack er tödtlich. Das böse Gewissen schlug ihn und er erschien bleich und mit wankenden Knieen vor dem strengen Gebieter.

„Komm hierher zu mir, Leonardo," sprach Herr Hugh, „und lege sofort Rechenschaft ab von deinen Ausgaben und Einnahmen."

Da erblaßte der ungetreue Knecht noch ärger und sank fast vor Schrecken zur Erde. Endlich faßte er sich und sprach zitternd:

„Edler Herr, ich bin nicht vorbereitet, so rasch und unverzüglich über den Stand der Sache Euch den geforderten Nachweis zu geben. Gebt mir Frist, drei Tage, und ich will Euch Rechnung legen."

„Nein! nicht drei Stunden, Leonhard," sprach Herr Hugh fest, „nicht drei Augenblicke." „Jetzt thue Rechnung von deinem Haushalten! Ich will's so haben und wo es fehlt und ich kann's thun, da will dir gerne was nachsehen."

„Ach! edler Herr!" rief der Verwalter, „wie mögt Ihr so streng mit mir verfahren? Wie kann ich Rechnung legen, wenn Ihr mir nicht Zeit gebt, um das Meine in Ordnung zu bringen?",

„Das magst du wissen, Mann," entgegnete der Ritter streng und mit eiserner Festigkeit. „Hast du Nachsicht geübt mit meinen Unterthanen?

Hast du die Armuth geschont? Ihr Frist gegeben? Nein, Mann! darum geschehe dir, wie du ohne mein Wissen und Wollen mit Andern gehandelt hast. Gib Rechnung, ungetreuer Haushalter, von Deinem Haushalten!"

Da stürzte der Welsche auf die Kniee und bat und flehte. Aber der Ritter war ohne Gnade und Erbarmen. „Nein, nein, und noch einmal Nein!" rief er aufstehend und sich auf das große Schlachtschwert stützend; „keine Frist, nicht einen Augenblick. Fort mit dir! rufe mir drei Knechte und laß schnell drei Landleute aus dem Dorf holen; sorge, daß sie binnen einer halben Stunde mit dem Getreidemaaß zur Stelle sind. Hinaus jetzt und eile, denn der Herr will sein Haus bestellen!"

Da stürzte der entsetzte Verwalter hinaus, aber nicht um dem Ritter zu gehorchen, sondern um mit Zurücklassung seiner ganzen Habe eiligst zu fliehen und sich im tiefsten Innern der Waldung zu verbergen, bis er Gelegenheit gefunden haben würde, unbemerkt nach Welschland zurückzukehren.

Als Herr Hugh lange vergebens gewartet hatte, ging er selbst hinaus, um den ungehorsamen Knecht zu suchen und zu strafen. Aber Niemand wußte ihn zu finden und endlich erzählte eine Magd, daß sie gesehen, wie er das Schloß verlas-

sen habe. Das war Herrn Hugh Zeugniß genug von seiner Untreue. Er sendete nun nach Landleuten und nahm, als diese kamen, drei Knechte mit, um eine genaue Untersuchung anzustellen. Da fand man großen Schaden, den der Hausmeister durch seine Untreue angerichtet; Betrug und Diebstahl aller Art hatte er verübt. Jetzt ließ der zürnende Herr die Schränke und Kästen des Diebes erbrechen. Da fand sich Geld und Geschmeide, wie er es nimmer redlich in so großer Zahl und von solchem Werthe hätte erwerben können. Das nahm der Herr alles heraus und gab es den Landleuten mit dem Auftrag:

„Geht in die nächste Stadt, macht das alles zu Geld und vertheilt es unter die Armen, damit es denen zu Gute kommt, die der Dieb und Betrüger darum gebracht hat.“

Jetzt kam die Reihe an die andern Diener und ein nicht minder strenges Gericht ließ Herr über sie ergehen. Frevel, Unsittlichkeit, Gewaltthat, Ungerechtigkeit, Frechheit und Vernachlässigungen aller Art kamen in Menge an den Tag. Das waren Schreckensstunden für das welsche Gesindel. Benno war Ankläger und Herr Hugh der gefürchtete Richter und nur wenige bestanden vor diesem strengen Tribunal. Ja, am Ende geriethen die schlechten Menschen selbst aneinander; einer

verrieth den Andern und der gegenseitige geheime Haß, die Wuth derjenigen, welche zur Stunde das Schloß verlassen mußten und ihr Neid auf jene, welche ganz oder halb, oder durch den Zufall gerechtfertigt dastanden — alles dies rief sie zum unumwundenen Anklagen ihrer Schuldgenossen auf. Da kamen Dinge so schmachvoller Art an's Tageslicht, daß sie dem Zorn des Ritters immer neue Nahrung gaben; da erkannte aber auch Herr Hugh mit Schrecken, in welchen Umgebungen er bisher gelebt hatte; da leuchtete hell die Unschuld, wie der Sonnenstrahl und seine schmachbedeckte Gattin, Frau Violante, wurde durch ihre eigenen Leute, denen sie wohlgethan und ihr ganzes Vertrauen geschenkt hatte, entlarvt und mit einer schwarzen Schuldenlast beladen.

Herr Hugh ging mit gebrochenem Herzen von dannen, nachdem er mit eiserner Hand das ganze verworfene Gesindevolk verjagt hatte. Frau Violante aber verbarg sich in ihren Gemächern, ohne es zu wagen, sich vor dem dräuenden Gatten zu zeigen. Scham und Wuth kochte in ihrem bösen Herzen. Sie sann auf schreckliche Rache und es reifte in ihrem heißen verdorbenen Gemüthe der Vorsatz zu einer schauerlichen ruchlosen That. Violante war nicht geschaffen, sich ohne Rache demüthigen zu lassen. Ihr hochfahrender wilder

Sinn forderte Genugthuung für diesen Schimpf und sie war schon zu tief gesunken, als daß sie vor einem Verbrechen gebebt hätte.

Am Abend erschien sie mit stolzem finstern Blick vor ihrem gefürchteten Eheherrn. Sie besorgte die Geschäfte des Hauses ganz so, als ob nichts vorgefallen wäre und sodann machte sie Herrn Hugh mit ihrem Entschluß bekannt, des nächsten Tages sich zu ihrem Bruder zu begeben. Herr Hugh sann einen Augenblick nach, dann sprach er: „Geht mit Gott, Er sei Euer Geleitsmann.“

„Also muß ich Eures Schutzes bei meiner Reise entbehren?“ sprach die erbitterte Edelfrau.

„Ihr mögt gehen wohin und wann Ihr wollt und Euch von meinen Knechten Leute zum Geleit wählen, Violante, denn ich werde Euch nicht begleiten und will auch Euren Bruder nie mehr sehen;“ entgegnete der Ritter ernst und streng.

Die Italienerin biß die Lippen übereinander, entgegnete nichts, und traf noch am Abend ihre Vorkehrungen, um das Schloß am nächsten Tage in aller Frühe zu verlassen.

Zorn und Wuth im Herzen, ritt die erbitterte Sennora nach der Burg ihres Bruders. Hier ward sie mit gleichem Gefühl empfangen, denn sie traf alle ihre aus Waldstatt verjagten Dienstleute

Diese Menschen wußten keinen andern Zufluchtsort, als zu Rimini. Hier kamen sie einzeln an, Furcht und Hoffnung im Herzen. Als nun Violante ihre Knechte und Zofen sah, ergrimmte sie aufs Neue, und ihre Ankunft gab das Signal zu schweren Strafen. Willig unterwarf sich das Gesindel der züchtigenden Herrin. Die Schmach trug es gerne, um nur ein elendes Dasein zu fristen und Violante hatte kaum ihrer Rache freien Lauf gelassen, als sie mit ihrem Bruder einverstanden, sich aus den zu Waldstatt verjagten Knechten durch neue Anwerbung für Rimini's Dienste eine nur ergebenere Schaar treuer Dienstleute bildete.

Jetzt stieg sie mit dem Bruder die hohen Stufen zum Schlosse hinauf. Bald waren Beide Geschwister allein im heimlichen Gemach und nun wollen wir die Unterredung dieser ruchlosen Menschen belauschen.

Violante warf sich erschöpft und in Thränen ausbrechend auf einen Stuhl und wollte dem ihr gleichgesinnten Bruder eine Schilderung der Scenen geben, die sich am gestrigen Tage auf Schloß Waldstatt ereignet hatten. Aber Rimini rief ergrimmt und zähneknirschend:

„Ich weiß alles! Deine Knechte und Zofen haben mir alles Wort für Wort erzählt und berich-

tet. Hüte dich, stolzer Schweizer-Bauer, vor Rimini, setzte er drohend hinzu, du dürftest deine Rücksichtslosigkeit gegen seine Schwester sonst schwer büßen!"

„Noch weißt du nicht alles, mein Bruder," sprach Violante. „Der Verhaßte hat auch dich gekränkt und mir offen erklärt, daß er dich nie mehr sehen wolle, als ich ihn bat, mich hierher zu geleiten. Geht mit Gott, sprach er, wählt Euch von meinen Knechten Begleiter, denn ich werde nicht mit Euch reiten, und will auch Euern Bruder nie mehr sehen!"

„Ha, dieser Schimpf, wie soll er mir ihn büßen!" rief Rimini. „Bald wird der Tag kommen, wo ich volle, schwere Rache an ihm nehmen kann!"

Violante betrachtete ihn voll Verachtung. „Bald?" spottete sie. „Nein, mein Bruder, nein Rimini, eine Capellione duldet eine solche Schmach nicht einen Tag, nicht eine Stunde länger, als es sein muß. Nicht in einer Woche, nicht morgen; heute noch muß ich blutige Rache haben!"

Rimini schwieg. Endlich sprach er: „Wohl hast du recht, aber bedenke, daß ich nicht handeln kann, wie ich gerne wollte. Meine Macht ist nicht genug befestigt, die Landleute hassen mich, aber sie fürchten mich nicht hinlänglich, um mir zu gehorchen.

Dazu gehöret Zeit und diejenigen, auf welche ich fest zählen kann, meine wenigen Freunde und die römischen Knechte, die wir aus Welschland mitnahmen — sie erliegen vor der Uebermacht.“

„Aber die Waldstatt ist in diesem Augenblick unbeschützt!“ erwiederte Violante dringend. „Willst du warten, bis Hugh Knechte hat, um das Schloß erfolgreich vertheidigen zu können und dich zu überwinden? Nein, jetzt, heute noch hast du die beste Gelegenheit; die rohe Tapferkeit dieses Barbaren muß vor deiner Uebermacht erliegen und du kannst mit einem Schlage das ganze Gezücht vernichten.“

„Wohl könnte ich das, Violante, aber nur, um später desto gewisseren Untergang zu finden,“ sprach Rimini mit kalter Ueberlegung. „Wisse, dieses Volk hängt an ihm, ist wie wie Ketten an ihn gebunden. Ja, Violante, wir sind hier nicht frei und es ist sogar gefährlich, im jetzigen Augenblick durch gewaltsame Maßregeln etwas versuchen zu wollen,“ schloß er leise.

„Bist du nicht mächtiger, als Hugh?“ fragte die Edelfrau spöttisch. Dir gehorchen mehr als fünfzig waffenfähige Männer, während die Waldstatt leer ist. Zu welchem Zweck ernährst du alle diese Leute? Und weshalb sollte es so gefährlich sein, diesen rohen Schweizerbauern sammt seinen

verhaßten Kindern zu züchtigen? Wer kann dir jetzt widerstehen, oder wer wollte dir etwas anhaben?"

„Das Volk, Violante, das sich bei dem ersten feindlichen Schritt gegen uns erhebt! Ja, Schwester, wir sind nicht frei! wir leben in einem großen Gefängniß. Zehn entschlossene Männer vertheidigen den Paß, der nach unserer Heimath führt und wir erliegen im Thale der Uebermacht langsam, aber desto sicherer. Nein, Schwester, keine gewaltsämen Maßregeln; übe deine Rache, aber so still und so unvermerkt, als möglich!"

„Und auf welche Weise meinst du denn, Angeliko?" fragte Violante tonlos.

„Sollte dem Gedächtniß meiner Schwester alles so schnell entschwinden" . . . entgegnete Rimini leise. „Weißt du nicht mehr, daß ich Mittel besitze, um deinen Feind in der Stunde sterben zu lassen, die du ihm bestimmst? Ja, Violante, du kannst der Vorsehung ins Geschäft greifen," fügte er mit frevlem Hohne hinzu. „Denke an Capellione!"

Bei diesem Worte stieß Violante einen halbunterdrückten Schrei aus, verbarg das Gesicht in den Händen und schauderte.

„Was ist das, Violante?" fragte der Römer staunend.

„Nenne diesen Namen nicht Angeliko! Alle Schauer der Geisterwelt erfassen mich, wenn ich daran denke!“

„An was? Violante? Sprich!“ sagte Rimini dringend und ängstlich.

Da hub Violante zu erzählen an. Sie berichtete, wie sie nach dem Zwist mit Benno und den Kindern, den ersteren im Schloßgarten aufgesucht und dort die fürchterliche Erscheinung ihres ermordeten Gatten gehabt habe. Diese Erzählung erschütterte sie abermals so sehr, daß sie in Nervenzuckungen verfiel und nur durch Rimini's geschickten ärztlichen Beistand sich wieder erholte.

Der Römer bot alles auf, was in seiner Macht stand, um sie zu beruhigen.

Er suchte die ganze Erscheinung als eine Folge ihres Gemüthszustandes, der Erhitzung und der plötzlichen Abkühlung in den Schatten des Wäldchens zuzuschreiben. Aber Violante schüttelte weinend den Kopf.

„Nein, nein, mein Bruder!“ rief sie; „ich fühle seit jener That täglich die peinigendsten Gewissensbisse. Der Schatten des von mir vergifteten Gatten verfolgt mich. Ich sehe ihn wachend und im Traume und ich empfinde eine Vorahnung von den Qualen der Hölle, die mich erwarten!“

„Thörin! schwaches, aberwitziges Weib!“ sprach Rimini voll Verachtung, „wer sagt dir, daß du einen Mord begingst? Ich gab dir eine Phiole voll stärkender heilsamer Arzenei, und kein Gift, wie du wähnest. Capellione starb eines natürlichen Todes und nicht durch deine Schuld!

Violante sah ihn groß und zweifelnd an. „Das sprichst du, um mich zu beruhigen, Angeliko. Doch wisse, daß die Größe meiner Schuld darum nichts verliert. Ich wollte Capellione töden, weil ich ihn haßte. Starb er nun an dem Gift, durch welches ich ihm sein Leben rauben wollte, oder nicht, so ändert das nichts an der Sache. Ich bin seine Mörderin; ich zittere nicht vor dem, was ich gethan, sondern allein vor dem Schatten des Gemordeten, der mich verfolgt. Banne diesen, Angeliko und dann sieh, ob das Bewußtsein der Todsünde mich schreckt!“

Das entmenschte Weib stand auf und sah dem Bruder ins Gesicht. Rimini mußte sich gestehen, daß die Entschlossenheit der Schwester nicht an Phantasiegebilde glauben ließ. Er bedachte den unheimlichen Ort, woselbst sie die Erscheinung hatte; er erinnerte sich plötzlich der seltsamen Gerüchte, die über denselben im Umlauf waren und erzählte Violanten alles, was er davon wußte, selbst was in Frau Trautmundens Sterbestunde

Wunderbares durch die Zwerge sich ereignet haben sollte.

Violante hörte ihm aufmerksam zu. Beide waren geneigter, an das Erscheinen der Geister, als an die Existenz von Wesen zu glauben, die halb geistisch, halb irdischer Natur, mit mehr als menschlicher Macht ausgerüstet, sie an die griechische und römische Götterlehre erinnerten, welche die Schluchten der Felsen, die Quellen und Bäche, selbst die Haine von einer geisterhaften Schaar von Nymphen, Faunen, Satyren oder Najaden bewohnt sein ließen.

Violante hatte von diesen Wesen, die den Bewohnern von Waldstatt seit undenklicher Zeit befreundet und gewogen sein sollten, gehört. Aber ihr stolzer Sinn erklärte das Gerücht für eine hirnlose Erfindung der sich in der Spinnstube langweilenden Mägde. Jetzt aber vernahm sie das Gerücht aus dem Munde des Bruders, dessen durchdringender, klarer Geist sich nicht durch abgeschmackte Erfindungen täuschen ließ. Rimini läugnete nicht, wunderbare Dinge gesehen zu haben und nun schenkte auch die Römerin der Sache Glauben. Diese ihr völlig neue Nachricht bestärkte aber nur um so mehr ihren Vorsatz, die Waldstatt auf immer zu meiden, sobald ihr heißer Durst nach Rache gesättigt sein würde.

„Wird die Kirche für ein neues Verbrechen Verzeihung gewähren können, Angeliko?" sprach sie leise und ängstlich.

„Gold und die Gunst des Cardinals Pantaleone, dann eine Kirchenbuße, Violante und eine reiche Schenkung an Roms Brüder- und Schwesterhäuser werden wohl einen Mord sühnen!" erwiederte Rimini lachend.

Violante warf sich in einem Lehnstuhl, während Rimini einen Schrank und in diesem ein geheimes Fach öffnete, woselbst sich verschiedene Phiolen befanden, deren Inhalt er prüfend im Sonnenlichte besah. Endlich fand er das rechte Glas, goß aus diesem einige Tropfen in ein noch kleineres Gefäß, verschloß es sorgfältig und verbarg es sodann im Oberkleide.

Hierauf wandelte er langsam im Zimmer auf und nieder. Violante saß während dieser Zeit still und in sich gekehrt im Lehnstuhl. Rimini aber überkam ein plötzlicher Gedanke. Er goß aus einem auf einem Gesimse stehenden Glase in ein ähnliches Fläschchen eine andere Flüssigkeit, stellte diese auf den Tisch und setzte dann seine Wanderung fort. So verfloß fast eine Stunde und beide Geschwister schwiegen stille.

Plötzlich erhob sich Violante und sprach tonlos: „Es sei! Angeliko! gib mir, was ich zur Ausführung meines Vorsatzes nöthig habe.“

Der Ritter griff nach der in seinem Oberkleid steckenden Phiole und gab sie der Schwester. „Merke wohl — je mehr Tropfen, je weniger Tage, Violante! Was übrig ist, bewahre sorgfältig und gib mir's zurück,“ sprach er. Dann griff er nach dem Fläschchen, das auf dem Tische stand, gab es ihr und sagte: „Hüte dich, beide zu verwechseln; es würde dein Tod sein, denn das eine enthält Aqua Tofana (Todeswasser), während dir das andere zur Kräftigung deiner Gesundheit ersprießlich dienen soll.“

Violante wickelte vorsichtig das Gift in ihr Taschentuch, und verbarg die heilsamen Tropfen in ihrem Mieder. Jetzt erhob sie sich und sprach mit bedeutungsvoller Miene:

„Angeliko, bald werden wir uns wieder sehen!“

„Im Trauergewande?“ fragte Rimini lachend.

„Wenn dieses wirkt!“ rief Violante zitternd vor Grimm und Rache.

„Im Trauergewande, aber fröhlichen Herzens!“ rief Rimini, indem er lächelnd seiner Schwester einen Imbis vorstellte.

Violante von Waldstatt genoß etwas von den ihr vorgesetzten Speisen. Dann bestieg sie ihr Maulthier und gelangte in Riminis Begleitung, der unferne der Burg seines Schwagers von ihr Abschied nahm und zurückkehrte, spät Abends nach der Burg Waldstatt.

Benno empfing sie im Schloßhofe und betrachtete sie mit durchdringendem Blick. Violante wendete ihr Antlitz von ihm ab, stieg hinauf in ihr Gemach, schloß sich dort ein und stellte die beiden Phiolen in einen Schrank. Die mit dem tödtlichen Gifte bewahrte sie nach langer Wahl rechts in der Ecke des kleinen Schreins auf; die andere dagegen links. Nachdem sie sich alles besonnen und sehr wohl eingeprägt hatte, erschien sie unbefangenen Blicks vor Herrn Hugh, der sie ohne Theilnahme empfing. Als Violante bemerkte, daß das Abendmahl vorüber war, zog sie sich mit ihrer Zofe in ihr Gemach zurück und bereitete sich dort vor, um am nächsten Tage ihren schrecklichen Vorsatz auszuführen. Der Schlaf floh ihre Augen; erst gegen Mitternacht verfiel sie in einen von sehr schrecklichen Träumen unterbrochenen Schlummer.

Neuntes Kapitel.

Das Ende der bösen Violante. Die Zwerglein verlassen die Burg Waldstatt.

Frau Violante von Waldstatt hatte jetzt das fürchterliche Werkzeug ihrer Rache in Händen und der Entschluß stand bei ihr fest, sich desselben zum Verderben ihres Gemahls zu bedienen. Das Gift, welches sie von ihrem ruchlosen Bruder erhalten hatte, war ein gräßliches und seine Zubereitung war nur wenigen Menschen bekannt. Unter dem Schauernamen Aqua Tofana bereiteten manche Menschen in Italien eine völlig farb-, geruch- und geschmacklose Flüssigkeit, von der ein Tropfen hinreichte, um den kräftigsten Menschen schon nach kurzer Zeit zu töden. Dieses fürchterliche Todeswasser tödete entweder sogleich, oder, je nachdem es in größeren oder geringeren Gaben dem Speisen oder Getränken beigemischt wurde, erst nach einer bestimmten Frist. Man sagt, es habe Menschen gegeben, welche die geheimnißvollen Kräfte dieses Giftes so genau gekannt hätten, daß sie im Stande gewesen wären, den Menschen erst nach Verlauf eines halben oder ganzen Jahres zu töden. Der Unglückliche, dessen Leben auf so schreckliche

und geheimnißvolle Weise abgekürzt wurde, starb dann genau nach Verfluß des bestimmten Zeitraums. Er erkrankte sehr allmählig und selbst die geschicktesten Aerzte konnten keine Spur einer Vergiftung an ihm entdecken. Nur die allmählige Abnahme aller Lebenskräfte, das zunehmende Hinsiegen ließ erkennen, daß eine gefährliche und gewaltige Krankheit das Ende unaufhaltsam herbeiführe.

Rimini war im Besitze des Geheimnisses. Er konnte das Todeswasser bereiten und hatte durch mannigfache Anwendung desselben während seines stürmischen Lebens in der Vaterstadt sich schreckliche Erfahrungen in dem Gebrauch desselben zum Verderben seiner Feinde erworben.

Seine verbrecherische Schwester wollte es nun zum zweitenmale benützen.

Der Bruder hatte ihr die Phiole mit dem Gifte gegeben und eine dieser ganz ähnliche mit stärkenden Tropfen. Beide Fläschchen standen in dem von ihr selbst wohl versperrten Schränkchen, das mit dem tödtlichen Fluidum gefüllte Flacon in der rechten Ecke, die heilsame Medizin aber stand links. Durch eine unbegreifliche Verwechslung hatte sie jedoch schon bei Rimini und gleichsam aus der Hand desselben das tödtliche Fläschchen in das Mieder geschoben und jenes mit den

stärkenden Tropfen in ihr Taschentuch gewickelt, in der irrigen Meinung, daß dieses das verderbende Gift enthielte.

Die manigfaltigen Aufregungen der letzten Tage und Stunden hatten bei ihr einen Zustand der größten Reizbarkeit der Nerven hervorgerufen. Sie befand sich körperlich und geistig unwohl. Der Schlaf floh sie und der unruhige, kurze, von Träumen durchzogene Schlummer stärkte sie nicht, sondern mattete sie noch mehr ab.

Es mochte ohngefähr ein Uhr nach Mitternacht sein, als Violante heftig erschreckt emporfuhr. Capellione, der Schatten ihres ermordeten Gemahls hatte sich ihr wieder gezeigt. Von Fieberschauern und allen Qualen eines bösen Gewissens gefoltert, saß die Verbrecherin zitternd im Bette. Sie versuchte, durch Selbstbetäubung das schreckliche Bewußtsein ihrer begangenen Sünden zu verscheuchen; aber es gelang nicht. Sie gab sich die vergebliche Mühe, im Gebet Ruhe zu finden; aber dieser frevle Versuch drang ihr ein widerliches Gefühl des heftigsten Eckels vor sich selber auf. Jetzt kam sie auf den wirren Gedanken, durch eine Flucht in die Heimath sich der Gewalt des gehaßten und gefürchteten Gemahls zu entziehen. Diesen Einfall mahlte sie sich plötzlich mit reizenden Farben aus. Sie hatte ja dann nicht nöthig,

einen neuen Mord zu begehen und durch eine aufrichtige Beichte und Buße, durch eine Wallfahrt nach dem berühmten Segensort von Loretto konnte sie Vergebung für das schwere Verbrechen, das sie begangen hatte, finden und die belastete Seele erleichtern. Aber was würde dann Rimini sagen? Wie wollte sie Genugthuung für die Beleidigungen erlangen, die sie hatte erdulden müssen? Welche neue Schmach lastete auf ihr? „Nein," rief sie, „nein, Rache will ich haben, volle schwere Rache! Erst sollen die Gehaßten vernichtet sein, dann will ich mich der Kirche in die Arme werfen; dann will ich büßen; die Religion wird und muß mir die Mittel bieten, meine Schuld zu sühnen und durch gute Werke, die ich um mich streue, werde ich die Gnade des Himmels erlangen."

Dieser Gedanke schien sie mit neuer Stärke zu beleben. Sie erhob sich, trat zu dem Schränkchen, öffnete es und ergriff das links stehende Fläschchen, um die ihr von dem Bruder mitgegebene Arznei einzunehmen.

Im guten Vertrauen auf die Wirksamkeit des Heilmittels leerte sie das ganze Fläschchen, dann stellte sie es wieder an den Platz links in der Ecke des Schränkchens. Jetzt ergriff sie ein Schauder; der ihren ganzen Körper eisig durchrieselte. Sie rief der neben ihr schlafenden Kammerfrau, und

ließ sich ankleiden, als diese erschien. Dann warf sie sich in den Lehnstuhl und beschloß, hier den übrigen Theil der Nacht mit der Ueberlegung ihres gräßlichen Vorhabens beschäftigt, zuzubringen. Sie befahl deshalb der besorgten Dienerin, wieder zu Bette zu gehen.

Nach einiger Zeit fühlte Violante einen neuen Schauder, der in ein fürchterliches Zittern und dieses sogleich in gräßliche Convulsionen und Nervenzuckungen überging. Hilflos, wie sie war, erhob sie sich, um der Dienerin zu rufen, welche erst vor wenigen Augenblicken das Gemach verlassen hatte. Aber schon wirkte das fürchterliche Gift und Violante stürzte mit einem grellen Schrei zu Boden.

Die Kammerfrau hatte sich nicht entkleidet. Sie war durch das blasse Aussehen Violantens auf das Höchste erschreckt, im Vorgemach stehen geblieben. Als sie nun den Schrei hörte, sprang sie herbei, hob die Kranke auf, trug sie in das Bett und eilte hinaus, um durch ihren Hilferuf das Gesinde zu wecken.

Der Schrecken des Herrn Hugh, der sogleich im Zimmer seiner Gattin erschien, die Verzweiflung der Sterbenden, die Angst der Kinder, die Verwirrung der wenigen Diener, welche sich im Schlosse befanden, die Unmöglichkeit, der Kranken Hilfe zu leisten — alles dieses bewirkte ein gräß-

liches Entsetzen, das sich mit jedem Augenblick steigerte. Herr Hugh fand zuerst seine Besonnenheit wieder. Er beugte sich über das Bett seiner mit dem Tode ringenden Gattin; aber alle seine Fragen blieben unbeantwortet, denn Violante hatte gänzlich ihre Besinnung verloren. Schaum trat ihr aus dem Munde, sie war völlig rasend und man mußte Gewalt anwenden, um sie im Bette zu erhalten.

Herr Hugh erkannte sogleich, daß hier an keine Rettung zu denken sei, denn nach kurzer Zeit ging der Zustand der Kranken in eine bedenkliche Ruhe über. Röcheln trat an die Stelle der stöhnenden Athemzüge; es war der Vorbote des harteinbrechenden Todes, und jetzt kehrte Violantens Besinnung zurück.

In diesem Augenblick erschien Benno; mit Schauder und Abscheu sah er auf die Sterbende, welche bittend die Hände gegen ihn faltete und ihn mit gebrochener Stimme um Hilfe bat.

„Wehe Euch!“ rief der Jüngling, „hofft auf keine Rettung. Gott hat Euch gerichtet.“

„Erbarmen, Benno, Erbarmen!“ stöhnte die verzweifelnde Verbrecherin.

„Das sucht bei Gott,“ rief Benno schaudernd. „Beichtet aufrichtig, noch habt ihr wenige Augenblicke Zeit!“

„Oeffnet das Thor!“ rief er hierauf den Knechten zu, die zitternd im Zimmer standen, „der Priester wartet außen, laßt ihn schnell in die Burg.“

Die Knechte staunten und eilten hinab. Wirklich fanden sie da den ehrwürdigen Geistlichen, der mit dem Meßner am Ringgraben auf Einlaß harrte. Bald hernach trat er in das Gemach, wo die Schloßbewohner um das Bette der Sterbenden versammelt waren.

„Ich bin gerufen worden,“ sprach er zu Herrn Hugh, der ihn staunend grüßte, „um einer Sterbenden Beichte zu hören.“

„Wer rief Euch?“ fragte der Ritter.

„Ein Mann, der aus dem Schlosse zu sein vorgab!“ antwortete der Priester.

Herr Hugh erstaunte aufs Neue. Niemand hatte in der Nacht das Schloß verlassen. Wer mochte der Unbekannte sein, dessen geheimnißvolles Walten sich hier so deutlich zeigte?

Der Priester war nun zum Bette der Kranken getreten, die ihm verzweifelnd die Hände entgegenstreckte. Er fiel nieder auf die Kniee und hob ein kurzes Gebet an, dann befahl er ihr ernst, eine aufrichtige Beichte anzuheben, damit sie nicht eine neue schwere Sünde auf sich laden und auf ewig verloren gehen möchte!

Da vernahm er und mit ihm alle im Zimmer Anwesenden schreckliche Anklagen, welche Frau Violante gegen sich selbst richtete, um der ewigen Verdammniß zu entgehen. Da vernahm Herr Hugh, daß er nur durch die göttliche Vorsehung dem Tode entgangen war; da erkannten auch die Kinder, daß Gott sie gnädig vor großem Leid und Jammer bewahrt hatte.

Violante hatte jetzt aufrichtig gebeichtet; die Sünderin hatte ihre Verbrechen bekannt; sie büßte den begangenen Mord durch einen frühen schrecklichen Tod. Kaum vernahm sie noch das Trostwort des Priesters, der ihr Gottes Gnade und Erbarmen ins Ohr rief, da entfloh ihr sündiger Geist und mit einem gräßlichen Schrei hauchte sie ihre belastete Seele aus.

Alle standen mit unaussprechlichem Entsetzen umher. Eine tiefe ängstliche Stille herrschte im Gemach. Da vernahm man tief aus dem Innern des Berges ein schweres, donnerndes Rollen. Die Grundvesten der Burg erbebten, die Fenster klirrten und die Säulen der starken Veste schienen sichtbar zu zittern und zu wanken.

In diesem Augenblicke erhellte ein lichter Schein das Gemach. Erstaunt sahen sich Hugh und alle Anwesenden um; da wurden ihre Augen

durch eine wunderbare geistige Erscheinung geblendet.

Wo Benno gestanden hatte, schwebte jetzt eine rosige Wolke und auf dieser ruhte ein Zwerg, anzusehen, wie ein ehrwürdiger Greis und doch kaum von der Größe eines Kindes. Die Erscheinung dieses Wesens vernichtete, wie mit einem Zauberschlage alle Gefühle des Entsetzens und des Abscheues, den der fürchterliche Tod der Sünderin bei Herrn Hugh und den Seinen hervorgebracht hatte. Der Zwerg bewegte die weiße Lilie, welche er in der Rechten trug, gegen die Menschen, die ihn mit Furcht und unaussprechlichem Erstaunen betrachteten und siehe, dasselbe liebliche Tönen und Klingen ward wieder vernehmlich, wie es Herr Hugh im Augenblicke des Todes seiner ersten, theuren Gattin gehört hatte. Jetzt hielt das geisterhafte Wesen inne und nun trat eine tiefe Stille ein, während welcher man wie aus tiefer Ferne folgende Worte vernahm:

„Nur wo der Friede wohnt, da harren gerne gute Wesen. Von blutbefleckter Stätte fliehen sie schaudernd. Doch wir vergeben dir, weil du menschlich fehltest, Ritter von Waldstatt. Lebe wohl! Lebt wohl, ihr herzigen Kinder, und empfangt den Segen Eures Lehrers. Vergeßt ihn

nie, ob ihr auch nimmer ihn sehet. Leb' wohl, mein schönes Thal! Der Friede flieht aus deinen stillen Fluren; bald wird er wiederkehren, wenn ganz die Macht des Bösen gebrochen ist."

„Die Zwerge scheiden segnend. Sie ziehen fort, hinauf in jene Firnen, wohin der Fuß des ruhelosen Menschen ihnen nicht folgen kann; bald wird ihr Dasein und ihre Wirksamkeit vergessen sein."

„So flieht der Friede von der Erde. Mit der Unschuld weicht alles Schöne und alles Glück der reinen Tugend und süßer, harmloser Einfalt."

„Darum, wer diese theuren Güter sich sichern will, muß sie bewahren im eignen Herzen, denn die böse Welt und ihre Lust verscheucht sie schnell.

„Wir scheiden bewegt von dieser Stätte, wo das Glück so lange wohnte. Mit Wohlgefallen weilten wir hier und unser stilles Wirken wird nun zur Sage."

„Ritter von Waldstatt, lebe wohl. Du hast gefehlt, doch du hast schwer gebüßt. Ich warne dich! Sei auf der Hut, es naht jetzt die Gefahr und bald werden nur Trümmer die Stätte zeigen, wo dein stol-

zes Schloß in's Thal hinunter schaute. Doch wird Anhänglichkeit des Volkes dir das Verlorene reich ersetzen. Vergiß dann nie, was treue Liebe an dir gethan und sei den Deinen ein Vater, damit sie das Weh vergessen, was sie von Fremden durch deine Schuld erdulden mußten."

„Lebt wohl und Gottes Huld und Frieden sei mit Euch!"

Segnend bewegte der Zwerg den Lilienscepter gegen Herrn Hugh und die Kinder, die mit Thränen im Auge die Hände zu ihm erhoben. Die himmlischen Töne erklangen wieder und wie das Geisterbild in Duft und Wohlgeruch zerrann, so auch verschwamm die milde Klage der Sphärenmusik in tiefe Stille. Lange und voll inniger Wehmuth standen die Schloßbewohner. Erschüttert forderte endlich der Geistliche die Anwesenden auf, ihm in die Kapelle zu folgen. Ihnen voran zog er im Priestergewande, der Meßner trug die Lichter und diesem folgte der Zug des Schloßherrn mit dem Gesinde und den weinenden Kindern. Als der Priester im Kirchlein die Messe gelesen hatte, beichtete der Ritter und all die Seinen und empfingen dann mit gerührten Herzen das heilige Abendmahl.

So brach der Tag an. Nun entsendete Herr Hugh einen Knecht, um Sennor Rimini von dem

gräßlichen Ende der Edelfrau von Waldstatt zu benachrichtigen. Der Priester sprach jetzt den Segen über die Betenden und verließ das Schloß, nachdem die Leiche der Verschiedenen auf eine Bahre gelegt und von sechs Knechten im ernsten stummen Trauerzuge nach dem Kirchhofe im Dorfe hinabgetragen worden war. Hier wurde sie im Chore aufgestellt, dann wurde die Gemeinde durch ein Zeichen mit dem Glöcklein auf dem Thurme zusammen gerufen. Unter dem gemeinschaftlichen Gebet der frommen Thalbewohner und in der Gegenwart des Ritters und seiner Kinder, ward sie hinabgesenkt in die Gruft. Die guten Menschen, welche das Thal bewohnten, hatten schnell vergessen, was die Verblichene ihnen Böses gethan und ihre Gebete erflehten die Vergebung des Himmels und die Fürsprache aller Seligen für die gestrafte Sünderin.

Als Frau Violante von Waldstatt zur ewigen Ruhe bestattet worden war, kehrte Herr Hugh mit den Seinen in die verlassene Burg Waldstatt zurück.

Zehntes Kapitel.

Die Zerstörung von Waldstatt. Riminis Ende.

Heiter schien die Mittagssonne in das vierwaldstädter Thal herein. Herr Hugh beschäftigte sich väterlich liebevoll mit den Kindern, die untröstlich den Verlust ihres inniggeliebten Lehrers Benno beweinten. Der Ritter sagte ihnen, was er nur konnte, um sie zu beruhigen. Er ging mit ihnen in das Gärtchen hinter dem Schlosse. Aber ach! hier war alles sehr verändert. Die schönen Blumen und blühenden Gesträuche, welche Herz und Auge erfreut hatten, sie waren plötzlich verschwunden und nur die düstern Schattengänge der Eichen- Lerchen- Ahorn- und Kiefernbäume, dann dorniges Gestrüpp, welches allenthalben wucherte, boten noch ihren unerfreulichen Anblick dar. Das Thor der Zwerge, jene schauerliche Kluft, war verschwunden und an ihrer Stelle zeigte sich eine moosbedeckte Granitwand, von der über Schiefer und grünen Schlamm langsam Tropfen auf Tropfen niederrieselte.

Herr Hugh betrachtete staunend diese seltsame und wunderbare Umgestaltung. Schaurig und mit modrigem Duft wehte es ihn aus der kalten Schlucht an. Hier war kein Aufenthalt der Freude

mehr. Nein, dieser Platz war jetzt eine öde, unfreundlich wilde Gebirgsschlucht und jeder Tritt in dieselbe überzeugte ihn mehr und mehr, daß selbst der feste Grund und Boden sich in einen Sumpf verwandelt hatte, der das weitere Vordringen in den Hintergrund des engen Felsthales zur Unmöglichkeit machte.

Wehmuth ergriff den Ritter, denn jetzt fühlte er erst so recht innig, daß die guten Wesen, welche gleich wohlthätigen Schutzgeistern seit Jahrhunderten die Burg seiner Väter beglückt hatten, daß diese reinen milden Freunde geflohen waren. Thränen im Auge kehrte er in das vereinsamte Schloß zurück. Aber auch hier war der Friede geflohen. Die Knechte und Mägde schlichen entsetzt und furchtsam umher. Diesen armen Menschen waren die nächtlichen Schrecken, dann die Erscheinung des Zwerges so unerhörte Ereignisse, daß sie längst geflüchtet wären, wenn nicht die Anhänglichkeit an den Herrn sie auf der Burg festgehalten hätte.

Es war gerade um die Mittagszeit und Herr Hugh saß mit den Kindern zu Tische, als plötzlich eine Trompetenfanfarre vor dem Schloß ertönte. Herr Hugh sprang bei diesem kriegerischen Zeichen auf und trat an's Bogenfenster, wo man den Platz vor dem Thore der Burg übersehen konnte.

Da hielten auf ihren Rossen ein Trompeter

und ein in Riminis Farben gekleideter Waffenknecht. Es war dieß einer jener römischen Edelleute, die sich bei Rimini aufhielten. Als Herr Hugh diese Leute bemerkte, öffnete er das Fenster und rief laut mit seiner gewaltigen, starken Stimme: „He da, Ihr Leute, was wollt Ihr?“

„Ritter von Waldstatt,“ entgegnete der Welsche spöttisch, „mein gnädiger, hochgebietender Herr, Sennor Rimini, Ritter und Patrizier der großen Stadt Rom, benachrichtigt Euch durch mich, daß er um Eures harten Benehmens gegen seine Schwester, Signora Violante von Waldstatt, Marquise da Capellione, die, um Euren Kränkungen zu entgehen, eines raschen und unnatürlichen Todes freiwillig starb, Euch durch mich Fehde auf Leben und Tod ankündigen lässet.“

„Damit aber auch Eure übrigen manigfaltigen Unbilden und Eure großen Ungerechtigkeiten nicht ungestraft bleiben, so wird mein gnädiger Herr Eure Burgen und Schlösser im Lande zerstören und bis auf den Grund ausbrennen. Euer gesammtes Hab und Gut, Eigenthum, Grundherrschaft, Dörfer und Weiler, wird er Euch nehmen und Euern Kindern, damit der verhaßte und beschimpfte Name der Ritter von Waldstatt auf ewige Zeiten verbannt und vernichtet werde und an die Stelle des Schlosses, das Ihr bis heute bewohntet, wo

Ihr manigfache Zauberei und Höllenkünste getrieben, wird Sennor Rimini, mein gnädiger Herr, ein geistliches Haus und Kloster errichten und daselbst Messen stiften, damit daselbst auf ewige Zeiten für die Ruhe und den Grabesfrieden seiner durch Euch hingeopferten Schwester gebetet werde."

Als der Bote diese pomphafte Erklärung aus einer Schrift, welche mit einem großen Siegel behangen war, abgelesen hatte, ritt er ganz nahe an das Schloß und heftete dieselbe mit einem Nagel, den er bei sich trug, an die Bohlen des Thores.

Dann gab er seinem Pferde die Sporen und ritt eiligst davon, um die Burg seines Herrn zu erreichen und von der Besorgung seines Auftrages dort Bericht zu erstatten.

Herr Hugh lächelte und erwiederte auf all' diese lügenhaften und falschen Anklagen kein Wort. Dann kehrte er zum Tische zurück und entsendete die Knechte in die umliegenden Dörfer, damit sie dort unverzüglich die Landleute und seine Dienstmannen zur Hülfe aufböten. Schon nach Verlauf einer Stunde langte das kräftige Volk der Schweizerthäler zu Waldstatt an; auf den gegenüberliegenden Höhen loderten Flammen auf und der Ton des Alpenhorns, so wie manch' anderes den Sennen in den Alpen wohlbekanntes Zeichen rief die kraftvollen Gebirgbewohner zur Hilfe herbei. Da sam=

melten sich an demselben Tage auf wohlbekannten Plätzen die Schlachthäuflein der Schweizer und bis zum Abend hatte Herr Hugh Nachricht, daß er von treuen Freunden und Nachbarn Hilfe und ehrlichen Beistand auf Leben und Tod erwarten durfte.

Jetzt ließ Herr Hugh wohl hundert derselben auf die Waldstatt kommen. Das Brücklein, welches die Burg mit der Schloßkapelle verband, wo seine geliebte Trautmunde ruhete, ward auf seinen Befehl zerstört. Dann wurde alles aus der Burg geräumt, was werthvoll war und den Händen der guten Nachbarn zur Bewahrung übergeben und anvertraut. Zuletzt, als das Schloß leer dastand, ging der Ritter mit seinen Kindern heraus über die Brücke und verschloß das alte starke Thor. Dann sprach er zu den Landleuten:

„Dieses Schloß will ich der Wuth meines Feindes preisgeben. Er wird vor allem trachten, dasselbe zu zerstören und in seiner Hitze wird er Eurer Hütten schonen. Ich selbst hab' keine Lust und keine Freude mehr, auf dieser durch so schwere Sünden befleckten Stätte zu wohnen. Darum mag Rimini dieselbe in Gottes Namen zerstören und der Erde gleich machen, wie er geschworen, daß er es thun wolle.“

„Dann aber, getreue Nachbarn und Freunde, steht mir bei, dies welsche Gesindel zu vernichten

und unser gutes ehrliches Schweizerland von ihm zu säubern. Merkt Euch wohl, was ich Euch zu thun lehre, und beim ersten Ruf des Horns brechet aus allen Wäldern und Schluchten hervor."

Jetzt ertheilte der kriegskundige Ritter den Seinen weisen und geschickten Rath. Alle Pässe und Ausgänge aus den Thälern — und deren sind nur wenige — wurden mit zuverlässigen und tapfern Leuten besetzt, damit Keiner entrinnen könnte. Herr Hugh aber wollte sich mit einer tapfern Schaar in einem Wäldchen unten im Thale lagern, und der kleinste, aber kriegserfahrenste Trupp stieg über einen jähen Kamm, um den engen Paß zu versperren, der von Riminis Burg nach Waldstatt führte, wenn der Italiener mit den Seinen durch denselben gezogen sein würde. Die Flammen von Waldstatt sollten zum Angriff leuchten, denn Herr Hugh vermuthete ganz richtig, daß Rimini die Nacht zur Ausführung seiner bösen Entwürfe wählen würde.

Kuno und Gertrude wurden hinaufgeführt an eine heimliche und sichere Stelle, wo ein treuer Mann wohnte, dem Herr Hugh während des wilden Kampfes im Thale die Bewachung seines theuersten Gutes anvertraute.

Jetzt verließ alles den Platz vor der Burg Waldstatt. Herr Hugh warf noch einen wehmüthigen

Blick auf das ehrwürdige Stammhaus, wo er seine Jugendjahre friedlich und glücklich verlebt hatte und das jetzt zerstört und ein Raub der Flammen werden sollte. Dann grüßte und küßte er seine Kinder, die von treuen Männern hinaufgeleitet wurden in die Alpen, wohin der unkundige Fuß der Welschen ihnen nimmer folgen konnte. Als die Dunkelheit einbrach, war die Burg einsam und verlassen und schaute öde und gespenstisch in das Thal hinab.

Hier herrschte überall Stille und Ruhe. So hatte es der Ritter streng geboten. Die Landleute hatten Hab und Gut, vor allem das Vieh ihren größten Reichthum in die Wälder geflüchtet und so fand der Feind, wenn er plündern sollte, nichts, als leere, stille Hütten.

Mitternacht war vorüber, da nahte still ein Zug Reiter, dem ein starker Haufen Fußknechte folgte. Allen voran zog, in den Waffen leuchtend, ein glänzender Ritter. Zu beiden Seiten des Zuges ritten Knechte, welche sorgfältig die Umgebungen beobachteten und jedes verdächtige Zeichen meldeten. Der Zug blieb aber ungestört. Selbst in dem am Fuße von Waldstatt liegenden Dorfe rührte sich nichts. Kein Hund bellte; nur aus der Ferne, aus dem Innern der Wälder drang der Laut dieser wachsamen Thiere heran.

Mehrere Reiter wollten, da ihnen diese Stille verdächtig schien, in das Dorf einbrechen, und dort Erkundigung einziehen oder plündern. Das verwehrte ihnen aber der Anführer und trieb sie voran, bis sie alle am Fuße des Berges standen. Hier stiegen sie von den Rossen, und in drei Abtheilungen ging es den hohen Hügel hinauf, wo die Burg Waldstatt vom Monde hell beleuchtet, in das Thal herunter glänzte.

Die Männer trugen Leitern, Aexte und alles, was man nur zur Erstürmung der Burg nöthig zu haben glaubte. So kam der ganze Haufe vor dem Thore derselben an.

Die Stille in dem Schlosse war zu auffallend, als daß sich der Anführer des Zuges nicht daran hätte eine Warnung nehmen sollen. Er befahl deshalb, die Leitern anzulegen und ließ mehrere von seinen vorsichtigsten und tapfersten Gefährten in das Schloß steigen. Diese zündeten, als sie innen waren, ihre Fackeln an, erbrachen das Thor und die Thüren, welche in das Innere der Burg führten und jetzt drang der ganze Haufe in das einsame Schloß. Es war Rimini mit seinen welschen Genossen und sie kamen, um die Waldstatt zu erstürmen. Erstaunt und mit einer düstern Ahnung bemerkten sie, daß die Burg verlassen war.

Ergrimmt gab Rimini den Befehl, das Schloß

zu plündern und in Brand zu stecken. Aber lachend wiesen ihm seine Knechte die leeren Kisten und Schränke. Hier war nichts, als nutzloses Geräthe, das man des Fortschaffens nicht werth gefunden, gar nichts für die räuberische Hand der Fremden.

Da erkannte der schlaue Welsche, daß er überlistet worden war und ahndete schreckensvoll, in welche Gefahr er sich selber gestürzt hatte. Er kannte aus Erfahrung die Tapferkeit des Herrn Hugh und fürchtete, daß dieser, Gleiches mit Gleichem vergeltend, in seiner Awesenheit die schlechtvertheidigte neue Burg berennen und gewinnen würde.

Er hatte sich in einer Hinsicht nicht getäuscht, denn in demselben Augenblick erstiegen zwölf mannhafte Gebirgssöhne, die durch Riminis und seiner Welschen Trutz und Kränkungen sich bis zum Aeußersten getrieben sahen und von Herrn Hughs Zwist mit Rimini gehört hatten, in einsamer nächtlicher Stille die stolze Veste. Das welsche Gesindel, welches der übermüthige Ritter hier zurückgelassen hatte, flehte sogleich um Gnade und Erbarmen.

Die Schweizer thaten Keinem etwas zu Leide; aber sie besetzten die Burg, öffneten die Verließe, gaben alle ihre gefangenen Nachbarn und Freunde frei und sperrten in die Kerker die Italiener, welche sie auf der Burg angetroffen und zu Gefangenen gemacht hatten. Dann ließen sie noch zwanzig

Genossen, die in der Nähe auf ihr Zeichen harrten, in die Burg ein und stellten sich in derselben auf, fest entschlossen, dem Herrn dieses Schlosses, falls er den Händen des Ritters von Waldstatt entkommen sollte, einen schlimmen Empfang in seinem eigenen Hause zu bereiten.

Nichts wurde an dem neuen Schlosse verletzt und nicht das Mindeste von den ehrlichen Leuten entwendet. Sie wollten sich nur Desjenigen für immer entledigen, der sich so hart und unmenschlich gegen sie benommen hatte. Doch Herr Hugh von Waldstatt ersparrte ihnen diese Mühe.

Rimini stand indeß in der verlassenen Waldstatt und überlegte einen Augenblick, was er jetzt thun könnte. Dann faßte er einen Gedanken, der in seiner Lage der natürlichste und einfachste war. Er beschloß nämlich, ohne sich weiter aufzuhalten, sogleich zurückzukehren und sein Eigenthum, wenn er es noch im Stande wäre, zu vertheidigen. Vorher befahl er, Waldstatt an allen Ecken in Brand zu stecken. Die wilden Gefährten des Italieners befolgten mit Freude und Rachgierde den ihnen ertheilten Befehl. Bald loderten im Innern der Burg, in den Stallungen — überall, wo es nur brennen wollte, die prasselnden Flammen.

Ehe Rimini abzog, warf er noch einen wilden

Blick auf das schöne stolze Schloß, dessen Fenster und Räume sich von einer fürchterlichen unnatürlichen Gluth zu röthen begannen. Dann befahl er den Seinen, auf ihrer Hut zu sein und nun ging es im eiligen Laufe den Berg hinab, wo man die Knechte mit den Pferden hatte warten lassen. Allein — hier war nichts mehr zu sehen. Nur ein getödeter Lanzenknecht lag an der Erde.

Die Späher des Herrn Hugh, die sich vorsichtig hinter Riminis Zug darein geschlichen hatten, gaben dem im Walde befindlichen Ritter von Riminis neuer Unvorsichtigkeit sogleich Nachricht. Herr Hugh befahl nun einer Anzahl seiner Leute, sich der Pferde und der Knechte, welche zur Aufsicht bei ihnen standen, zu bemächtigen. Die Reisigen, der Gelegenheit vollkommen kundig, ritten still und einzeln nach dem ihnen bezeichneten Platze und sprengten mit einem Male zugleich und von allen Seiten auf die Italiener ein. Die meisten derselben baten sogleich um Gnade; nur einer davon setzte sich zur Wehre. Aber sein Versuch kam ihm theuer zu stehen, denn der Morgenstern des auf ihn eindringenden Schweizers sauste trotz seines mit aller Vorsicht und aller Fechterkunst vorgestreckten Schwertleins herab und mit zerschmettertem Helm und Haupte sank er leblos zur Erde.

Den andern wurden die Hände gebunden,

nachdem man jeden mit dem Tode bedroht hatte, der einen Laut von sich geben würde. Dann band man sie an die Steigbügel, koppelte die Rosse zusammen und nun ging es so rasch, als möglich, nach dem Orte, wo Herr Hugh im Hinterhalte lag. Kaum eine Viertelstunde verfloß, so war das ganze Werk geschehen und Niemand von den in Waldstatt befindlichen Italienern ahndete etwas von dem Streiche.

Als Rimini bemerkte, daß er zum zweitenmale überlistet worden war, knirschte er wüthend mit den Zähnen, verlor den guten Muth und schlug den Weg nach dem See ein, um sich mit den Seinen hart am Ufer desselben hinzuschleichen. Die Italiener, welche er bei sich hatte, geriethen jetzt in Todesangst, und all ihr Trotz wandelte sich schnell in kleinliche Furcht um.

Während die Schaar flüchtend auf dem Wege sich befand, welcher links vom Schloßberge und rechts vom Dörfchen über eine schöne Wiese nach dem See sich hinzieht, erleuchteten sich die Fenster der Waldstatt mit unnatürlicher Helle. Flammen schlugen zischend zuerst aus dem untern Geschoß, dann aus dem obern; ja selbst der runde Thurm verwandelte sich plötzlich in eine feurige Säule. Mit einem lauten Donner sprengte die bisher in

den innern Räumen wüthende Lohe das Dach; man hörte ihn im Thale weit umher.

Unmittelbar hierauf erfolgte das Prasseln der auf allen Seiten herabstürzenden Ziegel und jetzt stieg schnell, wie eine riesige Zunge, himmelhoch, rauschend und brausend eine dichte, glühendrothe, von Myriaden Funken durchwühlte Feuersäule hinauf zum Sternenfirmamente. Die fernsten Gletscher und Firnen erglühten im Feuerschein; das ganze Thal, der vom Föhn bis zum Grunde aufgeregte See — die Waldungen, die Dörfer, Weiler, Wiesen und Felder, die Felsenwände — alles dieses wurde mit blutigem Lichte erhellt. Der Sturm fuhr heulend in die Feuermassen des brennenden Schlosses und jagte und sprühte sie zur fürchterlichsten Gluth an. Aber immer neue Lohen und Gluthen stiegen aus dem höllenähnlichen Innern der schönen Burg, die schmählich und schnell dadurch vernichtet wurde. Da sah Herr Hugh, der jetzt mit den Seinen aus dem Walde hervortrat, Thränen im Auge, hinauf zur ehrwürdigen Burg seiner Väter. Er sah die alten Mauern bersten, stürzen und mit Donnergepolter hörte er die mächtigen Werkstücke und Wände in die Gräben rollen. Nur die Kapelle blieb verschont, denn der wüthende Föhn jagte die Flammen der entgegengesetzten Seite zu. Noch einen Augenblick überließ er sich seinen Empfindungen;

dann trocknete er die Thränen, ritt, den Schlachthengst spornend, weit den Seinen voran, bis auf die freie Wiese, riß das Hifthorn herab und stieß so mächtig, lang und anhaltend hinein, daß das ganze große weite Thal erschallte und alle Felsen und Wälder den hellen starken Ton im Echo zurückwarfen.

Einen Augenblick blieb es stille; dann antwortete von vielen Seiten der jetzt wild und schrecklich klingende Ruf der Alpenhörner.

Jetzt zog Herr Hugh das große Schlachtschwert, stieß laut und freudig den Schlachtruf aus und sprengte gerade und muthig auf die dunkle Masse los, die sich im eiligen Laufe am Ufer des Seees dahin drängte. Ihm nach folgte die tapfere Schweizerschaar, jauchzend vor Muth und Kampflust im raschen anhaltenden Laufe. Dem Kriegsgeschrei antworteten freudig die Alpenhörner von allen Seiten.

Als Rimini und die Seinen bemerkten, daß sie entdeckt waren, liefen sie so schnell als möglich, um den Paß zu erreichen, der am Ufer des Sees über eine schmale felsige Anhöhe sich hinzog. Rechts ist da der See, links eine steile überhängende Felswand, der Weg kaum breit genug, daß zwei Wagen sich ausweichen können. Diese Stelle hoffte Rimini zu erreichen und wirklich gelangte er mit wenigen

seiner Anhänger dahin, ehe Herr Hugh seine Schaar erreichen konnte. Aber der Ritter von Waldstatt wußte, daß der Paß besetzt war und gab ihm gerne Zeit, dahin zu gelangen. Jetzt sammelte Rimini am Fuße des jäh aufsteigenden Hügels seine Anhänger und als er sie alle beisammen hatte, zog er langsam und jubelnd mit ihnen hinauf, um die engste Stelle zu besetzen und den größeren Theil der Seinen zum Schutze seiner Burg nach derselben zurückzusenden. Er selbst gedachte, sich hier so lange zu halten, bis Pferde herbeigeschafft werden und er selbst gefahrlos dahin zurückkehren konnte. Aber er hatte sich schrecklich getäuscht.

Hundert Fuß hoch über dem See, gerade an der steilsten engsten Stelle windet sich der Weg um eine Ecke. Ueber diese hinaus zieht sich die Strasse allmählig hinab ins breitere Thal. Als Rimini dahin kam, fand er den Weg versperrt durch Steine und Felsenmassen und hinter dieser Mauer ertönte der helle Kampfruf der Schweizer, die Herr Hugh zur Wache dort aufgestellt hatte.

Da erkannte Rimini, daß seine Stunde gekommen sei. Er war aber ein tapferer, muthiger und entschlossener Herr und wenn diese Eigenschaften zugleich mit einer guten und tugendhaften Gesinnung verbunden gewesen wären, so würde

nicht leicht ein besserer und theuererer Ritter zu finden gewesen sein.

Als er bemerkte, daß man ihm den Weg versperren wollte, rief er seinen Genossen zu, ihm muthig zu folgen und war mit einem Sprung an der Brustwehr, um über dieselbe hinüber sich den Weg nach seiner Burg mit dem Schwerte frei zu machen. Die Welschen, welche er bei sich hatte, und die so wenig, als er, auf Gnade von den erbitterten Schweizern hoffen durften, folgten ihm mit verzweiflungsvoller Anstrengung nach und es entbrannte hier in finsterer Nacht ein äußerst hitziger und blutiger Kampf. Mit Wuth und Anstrengung widerstanden die Schweizer den hitzigen Italienern und dennoch würde es ihnen nicht gelungen sein, sie zurückzuhalten, wenn nicht in diesem Augenblick auch Herr Hugh mit den Seinen ihnen zu Hilfe gekommen wäre. Hoch zu Roß sprengte der Ritter in die entsetzt vor ihm zurückweichenden Welschen; rechts und links schmetterte sein großes Schlachtschwert Tod und Verderben auf sie herab und dabei drang ihnen immer sein gräulicher, todeskündender Schlachtruf wie die Posaune des jüngsten Gerichts in das Herz.

Da warfen alle die Knechte entsetzt und verzweifelnd die Waffen weg. Viele, die im fürchterlichen Gedränge sich nicht mehr erhalten konnten,

stürzten über die jähe Wand hinab in die kochende Brandung des immer wilder tobenden Sees. Andere krochen in die Spalten der Felswand, um nicht von den Hufen des Pferdes zertreten zu werden, denn der Hengst des Ritters von Waldstatt war ein nicht minder schrecklicher Kämpfer, als sein wilddräuender Herr. Er riß mit den Zähnen die Welschen nieder, die entsetzt wie vor einem Gespenst vor ihm zurückzuweichen suchten und doch nicht konnten und schmetterte bäumend mit den gewaltigen Vorderhufen sie vor sich nieder, um sie am Boden zu zerstampfen. Jetzt ertönte auch aus der Mitte der Herren der Ruf: „Gnade, Gnade!"

Da riß der Ritter gewaltig das Pferd herum und rief: „Haltet ein, thut Keinem mehr etwas zu Leide!"

Dann rief er, das Schwert vor sich streckend: „Ergebt Euch, werft die Waffen weg und ich will Eures Lebens schonen, wenn Ihr unverzüglich Rimini, meinen Schwäher, lebendig und gebunden meinen Leuten ausliefert."

Eine tiefe Stille entstand jetzt. Die Welschen beeilten sich verzweiflungsvoll, dem Befehl zu gehorchen, den Ritter selbst gefangen zu nehmen und ihn an Herrn Hugh von Waldstatt herauszugeben.

Man suchte nach Rimini; aber er war nirgends zu finden.

„Gebt ihn heraus, ich will ihn lebendig haben. Hindert ihn, sich selbst ein Leid zuzufügen," rief Herr Hugh dringender.

Aber vergebens suchten ihn die Welschen.

Jetzt befahl Herr Hugh seinen Leuten, die Italiener einzeln gefangen zu nehmen.

Von allen Seiten drangen jetzt die Schweizer in den wirren Haufen der italienischen Herren und Waffenknechte ein. Der Paß wurde geräumt und nun suchte Herr Hugh selbst nach Rimini unter den Gefangenen. Doch der Römer war nirgends zu sehen.

Auf welche Weise er seinen Tod gefunden, vermochte Niemand zu sagen. Man konnte nur vermuthen, daß er in dem Gewühle von der Brustwehr, die er stürmend erstiegen hatte, herabgestürzt war und in dem See sein Grab gefunden hatte.

So endete Sennor Rimini, der römische Patrizier.

* * *

Herr Hugh sammelte jetzt die Schweizer und ließ die Gefangenen nach dem Dorfe führen, das zunächst bei Riminis Burg lag. Er selbst zog mit den muthigen, siegestrunkenen Haufen nach der

neuen Veste, um auch diese im raschen Anlaufe zu erobern und das welsche Volk, durch welches sie vertheidigt wurde, gefangen zu nehmen. Allein als er vor dem herrlichen Schloß erschien, tönte ihm der Jubelruf der Landleute, welche dasselbe während der Nacht erstiegen hatten, schon laut entgegen. Mit dem ersten Strahl der Sonne, die sich über die Berge erhob, zog Herr Hugh von Waldstatt in das weit geöffnete Thor der Burg ein.

Als er so ohne Schwertstreich dieses Schloß erobert hatte, versammelte er alle die guten Nachbarn und Freunde um sich und fragte, ob Jemand wund sei, oder das Leben verloren hatte. Wund waren zwar manche, aber todt war Keiner, Gott hatte dem Bösen die Macht genommen. Nur wenige Italiener und unter diesen der Schlimmste, Rimini, waren im Kampfe geblieben.

Da nahm Herr Hugh den Helm vom Haupte und erhob die Hände zum Herrn der himmlischen Heerschaaren im andächtigen und demüthigen Gebete. Rings um ihn fiel das tapfere Landvolk auf die Kniee, und das Dankopfer der aus großer Gefahr Erretteten stieg hinauf zu Gott, der so sichtlich und gnädig das Land aus großer Gefahr befreiet hatte.

Als das geschehen war, legte Herr Hugh seine ritterliche Hand auf das Thor von der neuen Burg und rief laut:

„Dies Haus ist mein, denn der nächste Erbe bin ich. Alles, was sonst übrig ist, das gehört aber Euch, ihr guten Leute, und den dritten Theil von allem wollen wir zu Gottes Ehren und zu frommen Werken für die Verschiedenen, zum Heile ihrer Seelen verwenden."

Dann ließ er zehn redliche Männer in's Schloß gehen und alles, was an Geld und Gut drinnen gefunden wurde, das schüttete man vor Herrn Hugh auf den Hofraum hin.

Von allem ward ehrlich und treu der dritte Theil bei Seite gebracht und dem Probst von Luzern, den Herr Hugh hatte herbeirufen lassen, zur getreuen Verwendung übergeben. Darüber ward eine Urkunde aufgesetzt und diese wurde im Kloster für ewige Zeiten aufbewahrt.

Alles andere wurde redlich und gewissenhaft an die Schweizer vertheilt, zur Hilfe in der Zeit der Noth und als Entschädigung für das, was ihnen Rimini mit harter Seele geraubt hatte.

Da entstand große Freude und alles Leid einer langen bösen Zeit ging unter in Dankbarkeit und froher Hoffnung.

Als das geschehen war und Herr Hugh alle seine alten Diener und Knechte wieder angenommen hatte, ließ er dem Probste ein Pferd geben und ritt mit ihm nach dem Orte, wo Rimini sein Leben

verloren hatte. Diesen Platz weihte der Probst und hier ließ Herr Hugh eine Kapelle in den Felsen hauen, damit daselbst ewig für das Seelenheil seines Schwähers gebetet werde.

Dann begaben sich alle auf den Weg nach der Waldstatt. Schon unten an dem Berge verspürte man den Brandgeruch, als man aber hinaufgelangte, da bot sich den Augen der Beschauer ein schrecklicher Anblick dar. Hier lagen nichts, als dampfende schwarze Aschenhaufen; weißgebranntes, glühendes Gestein starrte jäh daraus hervor und aus der Tiefe sendeten die dort noch wüthenden Gluthen feine Rauchsäulen, die hoch in die Lüfte wirbelten. Hie und da krachte es unterirdisch und dann stieg plötzlich die Flamme wieder hoch auf und Myriaden von glimmenden Funken wirbelten durch die Lüfte.

Das war ein recht trübseliger und düsterer Anblick und Herr Hugh konnte sich der Thränen nicht enthalten.

Endlich sammelte er sich und sprach zu dem Probste:

„Dies Schloß ist vernichtet und es soll nie mehr eine Burg da stehen. Deshalb will ich Euch, Herr Probst von Luzern, den Mahlschatz meiner verstorbenen Gattin, der Frau Violante von Waldstatt übergeben. Lasset hier ein Klosterhaus für zwölf fromme Jungfrauen, die der Welt entsagen wollen,

bauen und was übrig ist, das leget in den Schatz des Klosters, damit sollen die frommen Frauen Armen und verlassenen Waisen Gutes thun!"

Da segnete der Probst Herrn Hugh und das staunend umherstehende Volk und sprach dann den Segen über die rauchende Stätte, wo jetzt ein neues und schönes Kloster erstehen sollte. Bald war auch Leben und Thätigkeit an den Bauplätzen. Das Kloster leuchtete und glänzte friedlich nach Jahresfrist herab in's liebliche Thal wie die Kapelle am See. Beide Gotteshäuser wurden an einem und demselben Tage vom Bischof geweiht und eingesegnet.

Die gefangenen Welschen führte Herr Hugh bis an den Paß, der von dem Thale nach ihrem Vaterlande führt, verbot ihnen, die Schweiz je wieder zu betreten und bedrohte die hart, die es wagen sollten, seinem Willen zuwider zu handeln. Sie flohen voll Entsetzen und Furcht.

So sühnte und büßte Herr Hugh von Waldstatt seine Verirrungen. Er vergalt seinen guten Kindern und Unterthanen durch doppelte Liebe und Wohlthaten das Weh, das er ihnen in böser Zeit angethan hatte.

Kuno und Gertrude wuchsen heran, gepflegt von ihrem theuren Vater und von einer redlichen Erzieherin, die Mutterpflichten an ihnen versah.

Kuno wurde ein wackerer, streitbarer, muthiger Edelknappe; aber Gertrude, das stille, herzige Kind behielt die Schrecken einer bösen Vergangenheit unauslöschlich in ihrem Herzen.

An ihrem zwanzigsten Geburtstage — der Vater war erst vor wenigen Tagen aus Welschland heimgekehrt — hatte ihr Herr Hugh gar schönes und seltenes Geschmeide und prächtige Stoffe zu Kleidern zum Geschenke bereit gelegt. Als nun Gertrude im Wohngemache erschien, und die Gaben sah, durch die der liebende Vater ihr Herz erfreuen wollte, fiel sie ihm weinend vor Wehmuth um den Hals und ein Geständniß drang in das bebende Herz des Ritters, das ihm die Thränen in die leuchtenden Heldenaugen trieb.

„Ich danke Dir, bester Vater, Gott segne Dich reich und lasse Dir die besten Freuden bis in das späteste Greisenalter erleben," sprach das sanfte Kind. „Aber all' das taugt nicht für mich, die ich der Welt ganz und gar absagen und valet geben will. Lange schon hege ich den Gedanken in meinem Herzen, am Grabe meiner theuren Mutter, an der Stätte, wo ich die lieblichsten Jahre meiner Jugend verlebte, als Nonne meine Tage zu beschließen. Willst Du mir nun eine recht innige Herzensfreude machen, theurer Vater, so gewähre

mir die Bitte, in Kloster Waldstatt den Schleier nehmen zu dürfen."

Das bewegte das Herz des Ritters tief und schmerzlich., denn er hatte wohl andere und freudigere Hoffnungen gehegt. Aber er bezwang sein Gemüthe, legte der blühenden Tochter die Hände auf das Haupt und ertheilte ihr mit bebender Stimme seinen besten Segen. Dann aber ließ er die Rosse satteln, um sogleich Gertrude nach dem Kloster zu geleiten.

Nach Verfluß des Probejahres wurde Gertrude unter dem Namen „Angelika" als Nonne zu Waldstatt eingekleidet.

Oft ritt der greise Ritter hinauf zu seiner frommen Tochter und betete mit ihr am Grabe der Mutter. Endlich nahte auch sein Stündlein und als er es fühlte, verlangte er, daß man ihm an Trautmundens Seite seine letzte Ruhestätte gönnen möchte.

Die Gruft wurde geöffnet und es fand sich Raum genug im stillen Grabe für Herrn Hugh von Waldstatt. Als er nun endlich heimgegangen war zu seinen Vätern, da wurden seine Reste in Frieden bei Trautmunde beigesetzt und dann die Gruft für immer geschlossen.

Angelika betete täglich am Grabe der Aeltern für die ewige Ruhe ihrer Seelen.

Ihre musterhafte Frömmigkeit aber stellte sie so hoch in der Achtung ihrer Schwestern und Vorgesetzten, daß sie nach dem Tode der Aebtissin diese oberste Stelle im Kloster erhielt und bis an ihr Ende würde- und segensvoll bekleidete.

Weit umher in der ganzen Gegend verbreitete sich der Ruf ihrer Milde, Wohlthätigkeit und ihres frommen Sinnes und viele hundert arme und nothleidende Menschen wußten ihre sanfte Güte nicht genug zu rühmen.

Jährlich einmal zog sie, begleitet von ihren Schwestern nach dem Kirchlein, das am Sterbensorte Riminis in den Felsen gehauen war. Hier betete sie für das Heil des ihr verwandten Mannes, der daselbst so schrecklich seinen Tod gefunden hatte.

Kuno aber wurde ein gar herrlicher, theurer Ritter. Das Schweizerland, das weite, römisch-deutsche Reich, ganz Welschland ertönte von seinem Ruhm und der Name des Ritters von Waldstatt wurde sehr hoch und werth geachtet.

In seinem dreißigsten Jahre führte er eine recht fromme und züchtige Jungfrau als sein ehelich Gemahl heim. Aber Gott fügte es, daß seine Ehe kinderlos blieb und so erlosch mit ihm der Name der Ritter von Waldstatt.

Bald hernach brachen wilde und schwere Kriege aus, die alles umstürzten und auch das schöne

Schweizerland blieb nicht verschont. Die von Rimini erbaute Burg wurde von Grund aus zerstört und der Hügel trug Jahrhunderte lang ihre bemoosten Ruinen.

Das Wort des Zwergleins war eingetroffen. Eine neue böse Zeit machte das Alte vergessen; Wirklichkeit wurde zur Sage und nur im Munde des Volkes lebt noch das Andenken an Herrn Hugh und Frau Trautmunde, an Kuno und Gertrude und an die frommen Zwerge in der Pilatusalpe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

In demselben Verlage ist ferner erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bilderbibel für die Jugend,

oder biblische Geschichten des alten und neuen Testaments in den Worten der heiligen Schrift. Mit belehrenden und erbaulichen Anmerkungen, nebst 128 verschiedenen Darstellungen auf 24 Tafeln in groß Quart und einem verzierten Titel in Stahl gestochen durch Carl Mayer's Kunstanstalt, nach Zeichnungen von P. C. Geißler. 1843. Preis des ganzen Werks gebdn. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr. rhein.

Die Weihe des Jünglings,

oder Mitgabe für das ganze Leben am Tage der ersten Confirmation. Von Heinrich Müller, Prediger zu Wollmirsleben und Ritter &c. Zweite Auflage. Mit einem feinen Stahlstich als Titelkupfer und gestochenem Titel. 8. eleg. gebunden. 1843. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Der Zögling des Invaliden.

Eine Erzählung aus den Kriegsjahren 1809—1813 für die Jugend von Philipp Körber. Mit einem Stahlstich. 8. Geh. 1843. 10 gGr. od. 45 kr.

Peter Glückfeld

der gebesserte Müssiggänger, oder die Reise nach einem fremden Stern. Eine unterhaltende Erzählung für die Jugend von Philipp Körber. Mit einem Stahlstich. 8. Geh. 1843. 10 gGr. oder 45 kr.

Das Försterhaus am Moritzberge,

oder die Strafe ereilt den Frevler. Eine Erzählung nach einer wahren Begebenheit aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges für die Jugend von Philipp Körber. Mit einem Stahlstich. 8. Geh. 1843. 9 gGr. oder 36 kr.

Der verlorne Sohn.

Eine moralische Erzählung für die reifere Jugend aus der Vorzeit unsers deutschen Vaterlandes von Philipp Körber. Mit einem Stahlstich. 8. Geh. 1843. 10 gGr. oder 45 kr.

Unterhaltende Jugendbibliothek

interessanter Erzählungen, nebst Reisen zu Wasser und zu Land. 3 Bände. Jeder Band besteht aus 4 Lieferungen mit Kupfern und jede Lieferung mit 6 Bogen Text. gr. 12. Geh. kostet nur 6 gGr. oder 24 kr.

I. Band enthält:

Der Matrose,

oder Schicksale und Abentheuer eines durch Seelenverkäuferei auf einen Ostindienfahrer gerathenen Jünglings, in den Kriegsjahren 1805—7. Eine Erzählung zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend. Mit der naturgetreuen, großen und fein colorirten Abbildung einer ostindischen Kauffahrteifregatte. gr. 12. geb. 1842. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

II. Band enthält:

Der Steuermann,

oder Begebenheiten bei der ersten Fahrt des jungen Gottfried Walter auf dem neuen Schiffe „Freundschaft." Eine Erzählung zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend und ihre Freunde. Mit einem Stahlstich als Titelkupfer. gr. 12. geb. 1843. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

III. Band enthält:

1) Das Eismeer,

oder die Fahrt auf den Wallfischfang. Eine unterhaltende und belehrende Jugenderzählung von Philipp Körber. gr. 12. Mit einem Stahlstich als Titelkupfer. Geheftet. 9 gGr. oder 36 kr.

2) Indien.

Eine Jugenderzählung von Philipp Körber. Mit einem Stahlstich. gr. 12. Geheftet. 1843. 12 gGr. oder 48 kr.

3) Kapitain James Cook's

letzte Reise in das stille Meer und sein Tod auf den Sandwichsinseln. Eine Jugenderzählung von Philipp Körber. Mit einem Stahlstich. gr. 12. Geh. 1843. 6 gGr. oder 27 kr.

Neue unterhaltende

Jugend-Bibliothek

interessanter Erzählungen, nebst Reisen zu Wasser und zu Land in die Länder und Meere fremder Zonen. Zur Belehrung in geographischer, geschichtlicher und naturhistorischer Hinsicht.

Jahrgang 1844.

6 Hefte. Mit Stahlstichen. 12. Geh. à 6 gGr. oder 24 kr. enthält:

1) Der Negerhändler.

Eine unterhaltende und belehrende Erzählung für die Jugend und ihre Freunde von Phil. Körber. Mit einem Stahlstich. gr. 12. Geheftet. 12 gGr. oder 48 kr.

2) Toussaint l'Ouverture,

oder der Negeraufstand in Hayti. Eine historische Erzählung zur Belehrung und Unterhaltang für die Jugend und ihre Freunde. Nach Theodor Mügge bearbeitet von Phil. Körber. Mit einem Stahlstich. gr. 12. Geh. 12 gGr. oder 48 kr.

3) Richard Phantom

der kleine Schiffbrüchige. Eine Jugenderzählung nach Wilson bearbeitet, von Phil. Körber. Mit einem Stahlstich. gr. 12. Geh. 12 gGr. oder 48 kr.

Förster

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Körber, Philipp,

Die Zwerge in der Pilatusalpe eine unterhaltende und moralische Erzählung für die Jugend

Nürnberg [1845]

Paed.pr. 1866
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760292-6